

Reina I. Vildebrand

Mongolenkind

Roman

Leseproben



REINA ILONA VILDEBRAND

MONGOLENKIND

ROMAN

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten
© Culex-Verlag 2009

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-942003-01-8
Culex – Verlag – ein Bereich der Culex – Litmedia,
Inh. Michaela Paarmann, Güntherstr. 30, D-47051 Duisburg
Tel: 0203/9309688, Fax: 0203/9309687
eMail: info@culex-verlag.de, Web: www.culex-verlag.de

Umschlaggestaltung:
Eike Bühring (www.augenkrebs.info)

Herstellung:
Advantage Printpool, 82205 Gilching

Culex Verlag



Die Dichterin, Musikerin und Songpoetin Reina Iona Vildebrand lebt und arbeitet seit der Wende in Duisburg. Sie betreibt dort eine Musikschule. Seit ihrem zehnten Lebensjahr steht sie als Sängerin und Gitarristin auf der Bühne. Bereits als Jugendliche erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen für ihre Musik, u.a. das Anerkennungsdiplom des Chansonwettbewerbs in der DDR. Ihre Ausbildung zur Berufssängerin

am Konservatorium Georg Friedrich Händel in Halle erfolgte bald darauf. Seit ihrem Karrierestart stand sie auf nationalen und internationalen Bühnen, ob als Songpoetin und Gitarristin, Dichterin und Schriftstellerin, ob solo oder mit Bands wie »Impuls«, »Latin Quarter« und Tom Sands, z.B. in England, Mexiko und Syrien. 1999 veröffentlicht sie die CD »Sanddorn«, eine Sammlung verteilter Gedichte, die von mitreißender Musikalität geprägt ist. Ein gleichnamiger Gedichtband wird noch im gleichen Jahr publiziert. In 2007 erscheint eine »Best of«-CD, die ihr breites Spektrum aus 30 Jahren musikalischer Reflektion zeigt und Einflüsse aus Rock und Pop sowie Latin-Jazz zusammenbringt.

Gegenwärtig ist Reina Iona Vildebrand vorwiegend in Duisburg aktiv. Regionale Auftritte, z.B. bei den Duisburger Akzenten, die Leitung ihrer Musikschule, die Zusammenarbeit mit anderen Musikern und nicht zuletzt ihre literarische Tätigkeit bilden den Kern ihres Schaffens. Romane, Kabarettsszenen, ein weiterer Gedichtband und Roman sowie neue Songs sind in Arbeit.

Weitere Informationen erhalten Sie unter www.vildebrand.de.

Dieses Buch widme ich meinen geliebten Eltern, die schon dort sind, wohin auch ich eines Tages gehen werde – wie ich hoffe, mit einem ruhigen Herzen voller Liebe.

„Es gibt viele Arten zu töten. Man kann einem ein Messer in den Bauch stechen, einem das Brot entziehen, einen von einer Krankheit nicht heilen, ... in eine schlechte Wohnung stecken ... durch Arbeit zu Tode schinden, zum Selbstmord treiben, einen in den Krieg führen ...“

Bertolt Brecht

„Das Tot-Sein wird gelernt, zum Tot-Sein wird ausgebildet. Die Zerstückelung des Lebens in überschaubare, beherrschbare, aber zugleich sinnlose Bruchstücke ist eine Gewöhnung an den Tod, die wir von klein auf verpasst bekommen. Das ist der Tod, von dem die Bibel spricht ...“

Dorothee Sölle

TEIL I

HINTER SIEBEN BERGEN



14. Staatsfeiertag

Staatsakte und Staatsfeiertage gibt es einige im Jahr. Sie sind sich alle ähnlich, man kann sie nur dadurch unterscheiden, dass zum Beispiel am 1. Mai eine Kampfdemonstration stattfindet, am Tag der Republik eine Parade. Dann ist da noch der Gedenktag für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, aber dieser findet nur in Ostberlin und für den Rest des Landes in der Zeitung statt. Der Gründungstag der Republik ist natürlich auch ein Feiertag, was bedeutet: Das Land hat frei.

Die meisten Leute betrachten diese Ereignisse als willkommenen Zusatzurlaub, den man im Haus, im Garten oder mit dem Reparieren und Putzen des Autos verbringen kann. Oder mit diversen Besuchen. Manche Leute gehen auch an so einem Tag mal ins Theater, ins Kino oder ins Museum. Es gibt ein paar untrügliche Anzeichen, wenn ein Staatsfeiertag heranrückt.

Die Wohnungen werden gesaugt, die Fenster gründlich geputzt, die Trabbis und die sündhaft teuren, ewig gelben Synthetik-Spitzengardinen gewaschen. Die Gardinen kommen unten in der Waschstube in die große Zinkbadewanne. Auch als sie später eine Waschmaschine haben, bleibt das so, denn in diesem Pilotprodukt der Waschmaschinenindustrie, in dem noch ein am Boden der Maschine befindliches Wellrad die gesamte Wäscheladung zu einem einzigen Strick zusammendrehen, würden die empfindlichen Sachen zerreißen. Damit sie wieder wie neu werden, wird die Prozedur in der Zinkbadewanne mehrmals wiederholt und am Schluss ein Bleichmittel ins Spülwasser getan, das nach Chlor stinkt. Die alten Holzfenster zerfallen, aber die Gardinen und Vorhänge sehen

pikobello aus. Auf neue Fenster wartet man im Durchschnitt neun Jahre. Im Winter schwitzen die einfachen Glasscheiben so, dass sich große Wasserlachen auf den Fensterbrettern ansammeln, die man immerzu aufwischen muss. Doppelglasscheiben? Die West-Verwandten versetzen die Leute im Osten immer wieder in Erstaunen. Aber das alles ist kurz vor dem Staatsfeiertag nicht mehr zu ändern und auch gar nicht wirklich wichtig. Es muss auf jeden Fall alles gut aussehen und sauber sein, und geschmückt. Die falsche Parole oder die verkehrte Fahne als Fensterschmuck – das wäre schlimm. Zum Beispiel die jugoslawische Fahne. Oder die tschechoslowakische im Jahr 1968, als im Nachbarland die Panzer der russischen Armee den Prager Frühling niederschlugen; darüber war nur zu erfahren, dass die Konterrevolution gescheitert sei und die Feinde des Sozialismus besiegt wurden. Im Jahr 1968 hätte man ohne weiteres für das Schmücken mit dieser Staatsflagge verhaftet werden können.

Zum krönenden Abschluss der Vorbereitungen trifft man sich schließlich beim Friseur. Die Männer für einen frischen Kurzformschnitt mit Nackenrasur, die Frauen für eine neue Dauerwelle. Irinas Mutter hat eigentlich weißes, fast glattes Haar, doch nach der Prozedur sieht sie aus wie eine von den Puppen aus dem Spielzeugwarenladen, mit dieser Lockenpracht aus blau-lila Zuckerwatte.

Überall klopft es, klappen Türen. Die Leute rennen herum wie aufgeschreckte Hühner. Am schlimmsten ist es, wenn der Staatsfeiertag ein Wochenende verlängert – dann gibt es noch mehr zu schleppen und vorzubereiten. Dann kommen noch mehr Nichten und Neffen und Tanten und Onkel zu Besuch. Die Familien sind groß, drei, vier und fünf Kinder keine Seltenheit – und alle Leute essen gerne und reichlich. Spätere Statistiken registrieren die Quote der Übergewichtigen. Es sind viele. Essen ist der Luxus, das Vergnügen, das man sich leisten kann und um das sich in den Familien alles dreht. Mehrmals laufen Irina und die Mutter mit gefüllten Beuteln und Taschen den langen Berg hoch. Als es der Mutter nicht mehr so gut geht, muss Irina es allein schaffen und noch öfter laufen. Die in Mutters verschnörkelter Schrift aufgeführten Posten auf dem Einkaufszettel wollen kein Ende nehmen: ein Kilo Schweinekammbraten oder Rouladen, Rotkohl, Äpfel, Zwiebeln, Brot, Milch, Eier, Jagdwurst, Zervelatwurst, Kochsalami, Harzer Käse, Schnittkäse,

Camembert, Kirmeskuchen, Kaffee, zwei Viertelfund-Päckchen. Ein Viertel Pfund Kaffeebohnen kostet acht Mark. Ölsardinen, Bratheringe. Für die Bratensoße ein Kilo Knochen halb und halb zum Auskochen, Mehl, Suppengrün, saure Gurken im Glas, Schinken, fetten Bauchspeck, ein Pfund Gehacktes. Es ist eine Qual, nicht an den schönen Sachen herumknabbern und naschen zu dürfen. Irina ist immerzu hungrig, doch der Vater sagt, sie würde nur aus Blödheit essen. Von dem gelben Butterschmalz, das zum Backen gebraucht wird, kann man kleine Bröckchen wegnehmen und sie sich auf dem Weg nach Hause auf der Zunge zergehen lassen, das merkt der Vater nicht. Dann noch die Getränke, die sind immer am schwersten: Himbeersirup, Bier, Limonade mit Himbeer- oder Waldmeistergeschmack, Milch. Während die Frauen vorwiegend mit dem Einkaufen, Backen, Kochen, Putzen, Waschen beschäftigt sind, nehmen die Männer Reparaturen und Verschönerungen an Autos, Fahrrädern, Gartenlauben oder Wohnungen vor. Später sitzen sie im Volkshaus beim Pils, palavern über die DDR und die Welt oder spielen Skat.

In den Fenstern der Schulen und Kindergärten sind bereits Wochen vor einem Staatsfeiertag unzählige Friedenstauben und rote Fähnchen zu sehen, buntbemalte Bildchen über das fröhliche Leben in der DDR, auf denen lustige Pioniere und lächelnde russische Kosmonauten sich Blumen schenken. Der Hausmeister kontrolliert, ob die Flure, die Kellertreppe und der Wäscheboden gereinigt sind und hängt die DDR-Fahne aus einem der Treppenhausfenster heraus. Es gibt auch Leute, die hängen nur eine rote Fahne raus. Das sind die Renegaten. Irina weiß nicht genau, was das bedeutet, sie stellt sich darunter Leute vor, die stur, dumm und auf geheimnisvolle Weise gefährlich sind. Seltsam ist, dass der eine Rotfahnen-Renegat, der ihnen gegenüber wohnt, ein netter junger Mann ist und ihr immer zublinzelt, wenn sie sich begegnen, und dass er dabei überhaupt nicht dumm aussieht. Er studiert Medizin. Auch seine Eltern sind freundliche ältere Leute. Bestimmt haben die nur vergessen, eine DDR-Fahne zu besorgen.

Wenn dann am Feiertag die Schwester und der Schwager zu Besuch kommen, geht es in den Gesprächen vorwiegend um die Bäckerei, den Kuchen, darum, was man in den Geschäften mal wieder nicht bekommen hat – aber auch um das neue Auto des Nachbarn oder

dessen Karriere, die Beziehung zu A. und was der besorgen kann, und ob man es dann gegebenenfalls an B. weiterreichen könnte, denn der hätte doch einen guten Draht zu C., der seinerseits herankäme an ..., so ungefähr die Algebra des „Vitamin-B“-Beziehungsgeflechts, auch ABC-Waffe genannt. In der Praxis sieht das konkret so aus: A kauft Bananen, zweimal ein Kilo, oder vier oder fünf, falls er die Verkaufsstelle leitet oder die Verkäuferin bumst. Davon gibt er regelmäßig zwei oder drei an B. ab, der in einem Kfz-Betrieb tätig ist und nur darauf wartet, dass ein Auspuff für einen Trabant oder Wartburg überzählig ist. Diesen bekommt dann C., der zwar keinen braucht, der aber dafür die Reparatur seiner Fenster und der von A. innerhalb einer erstaunlich kurzen Frist von nur drei bis sechs Monaten statt neun Jahren erwirken kann. Oder die Teilnahme am Fahrschulunterricht oder die Einrichtung eines Telefons, oder gar die Zuweisung für eine neue Wohnung. Die Reihenfolge in der Vitaminkette kann je nach Sachlage jederzeit variieren. Das funktioniert ausgezeichnet – vorausgesetzt, die Kette hat einen Anfang. Es gibt Leute, die selten in so eine Kette hineinkommen – die kein Vitamin B haben. Zu denen gehören ohne Zweifel Irina und ihre Eltern. Funktionäre brauchen die ABC-Waffe nicht, sie bekommen immer alles. Darum gibt es so viele Funktionäre, denkt sich Irina irgendwann. Doch in der Zeit, von der die Rede ist, also kurz vor ihrer Jugendweihe, sie ist dreizehn Jahre alt, ist sie noch völlig ahnungslos, naiv, beobachtet nur – und speichert alles.

Es gibt noch den zweiten Staatsfeiertag, den ersten Mai, der genauso abläuft, mit einem Unterschied: An diesem Tag müssen alle zur Demonstration ins Stadtzentrum. Für die Schulkinder und FDJler ist das absolute Pflicht, eine Entschuldigung gibt es nicht, es sei denn, man hat einen Kranken- oder besser noch Totenschein. Aber es gibt doch erstaunlich viele, die nicht hingehen, jedenfalls unter den Erwachsenen. Die einfach Urlaub machen und sich ihrem Schrebergarten widmen. Womit sie prinzipiell betrachtet sogar eine geschätzte ehrenamtliche Arbeit zur Verbesserung der Versorgung mit frischem Obst und Gemüse leisten, wie in der Zeitschrift des Verbandes der Gärtner und Kleintierzüchter der Republik schwarz auf weiß geschrieben steht. Es ist eben alles Auslegungssache.

Schüler und ordentliche erwachsene DDR-Bürger jedenfalls gehen an diesem Tag zur Großen Kampfdemonstration. In der Stadt wehen überall Fahnen, Kinder und Jugendliche in weißen Pionierblusen mit blauem oder rotem Halstuch und FDJ-Kleidung strömen aus allen Richtungen zum Zentrum.

Irina ist in diesem Jahr vor der Maidemo noch aufgeregter als sonst. Sie ist jetzt in der FDJ, darf zum ersten Mal die blaue Bluse tragen! Welcher Junge sieht schon einer Pionierbluse nach. Sie hat einen neuen Rock von der Mutter bekommen, einen schwarzen, er ist eng und hat hinten einen Schlitz. Dazu passt die FDJ-Bluse ganz ausgezeichnet. Dass es ein alter Uniformrock von der Eisenbahn ist, weiß ja niemand. Und dass er oben noch ein wenig zu weit ist, sieht man kaum, denn sie hat einen Gürtel darüber geschlungen. Irina hat lange an ihrer Frisur herumgekämmt, die Haare sind etwas länger geworden, der Vater hatte keine Zeit, sie abzuschneiden. Endlich ist sie mit sich einigermaßen zufrieden und läuft los, den langen Berg runter zur Straßenbahn. „Komm danach sofort nach Hause, hörst du?!“ – Die in den Worten der Mutter mitschwingende Mahnung hat Irina sehr wohl verstanden: Sie würde im Klartext etwa so lauten: „Lass dich ja nicht anfassen, lass dir bloß kein Kind machen, sei ja vernünftig!“ Das ist lustig, denn Irina weiß ja überhaupt noch nicht, wie so etwas geht. Von Aufklärung war in ihrer Erziehung nie die Rede.

Die klapprige alte Holzstraßenbahn ist überfüllt. Sie stehen wie die Heringe im Gang und das Ding ächzt in den Kurven noch schlimmer als sonst. Irina registriert Blicke, von den jungen Burschen, von Männern. Ihre Aufregung steigt, je näher sie dem Zentrum kommt. Die Bahn muss immer wieder anhalten, um die heranströmenden Massen vorbeizulassen. Schließlich geht es nicht weiter, alle müssen aussteigen. Ab hier sind die Straßen gesperrt. Irina läuft los, kämpft sich durch die Menschen, die überall den Weg blockieren. Sie darf nicht zu spät kommen, sonst findet sie ihre Klasse nicht mehr, und dann denken die, sie wäre nicht gekommen. Ihr wird warm, sie öffnet die Strickjacke über der FDJ-Bluse. Der Rock rutscht vom Laufen aus dem Gürtel. Die Haare sind völlig durcheinandergewirbelt, als sie endlich schweißgebadet am Treffpunkt ankommt. Aus Megaphonen schnarren Sammelbefehle, aus Lautsprechern dröhnen Arbeiterkampflieder – gesungen vom staatlichen

Rundfunkchor Leipzig. Schalmeienbläser und Fanfarenzüge quäken ununterbrochen durcheinander. Lieder von Ernst Busch bellen als motivierende Geräuschkulisse aus den Lautsprechern. Das reinste Inferno. In der „Freien Presse“, dem „Staatsorgan“, kann man am nächsten Tag lesen: „... waren auch diesmal Tausende freiwillig gekommen, mit einer beeindruckenden Demonstration der Entschlossenheit und Einheit aller Werktätigen den großen Feiertag zu würdigen, ihrer unverbrüchlichen Verbundenheit mit der Partei der Arbeiterklasse sowie dem sowjetischen Brudervolk Ausdruck zu verleihen ... und die sozialistische Heimat zu ehren ...“

Was nicht geschrieben steht ist, dass es vermutlich an so einem Tag mehr Betrunkene gab und mehr Kinder gezeugt wurden als an irgendeinem anderen Tag im Jahr, und nirgendwo sonst auf der Welt am nächsten Morgen so viele über Galle-, Magen-, Darm- und sonstige Beschwerden klagten. Von ihrem Vater weiß Irina, dass die Polizei jedes Mal etliche Leute mit zur Wache und in Gewahrsam nimmt, denn „*Es kann ja schließlich nicht jeder dahin kotzen oder pinkeln, wo er will, oder dort rumvögeln, wo es ihn gerade überkommt!*“ Schon gar nicht an einem der höchsten Feiertage der Werktätigen. Irinas Vater ist Hilfspolizist.

Die lächelnden Funktionäre und Stadtgrößen auf der Tribüne, die jovial nickend im Chor gebrüllte Losungen entgegennehmen, wissen das alles wohl nicht. Sonst könnten sie ja nicht so lächeln. An den Straßenecken stehen Grüppchen mit Gitarren, Banjos und Akkordeon und singen: „Die Partei die Partei die hat immer recht!“

Bevor der Zug an der Tribüne vorbeikommt, werden Fähnchen und Wimpel verteilt. Natürlich winkt nicht jeder wie er will. Einer sagt jedes Mal Losung und Wimpel an: Losung vierzehn zum Frieden gehört zu den blauen Fähnchen mit der Friedenstaube, zur Losung acht zur Freundschaft mit dem Bruderland Sowjetunion werden die Sowjetfähnchen geschwenkt. Die Jugendlichen in Irinas Abschnitt albern herum, erzählen sich Witze und haben den Mai oder die Bockwurst auf dem Nachhauseweg im Kopf oder sonst irgendwas. Aber wehe, es wird jemand aufgeschrieben, der sich bei der großen Demonstration daneben benimmt! Alle haben Angst, aufgeschrieben zu werden. Auch wenn keiner es damals zugegeben hätte, wäre jemand dagewesen, danach zu fragen.

Irina hat an diesem ersten Mai einen Verehrer. Er himmelt sie die ganze Kampfdemo lang zwischen den Losungen und Hurrarufen an. Als sie endlich vorbei sind an der Tribüne und es ruhiger wird, besteht er darauf, ihr eine Bockwurst zu spendieren. Irina knurrt der Magen, sie sagt ja. Danach will er sie noch auf den großen Rummel einladen und mit ihr Gespensterbahn fahren. Irina zögert. Sie sollte doch sofort nach der Demonstration nach Hause kommen. Aber ihre Neugier ist größer.

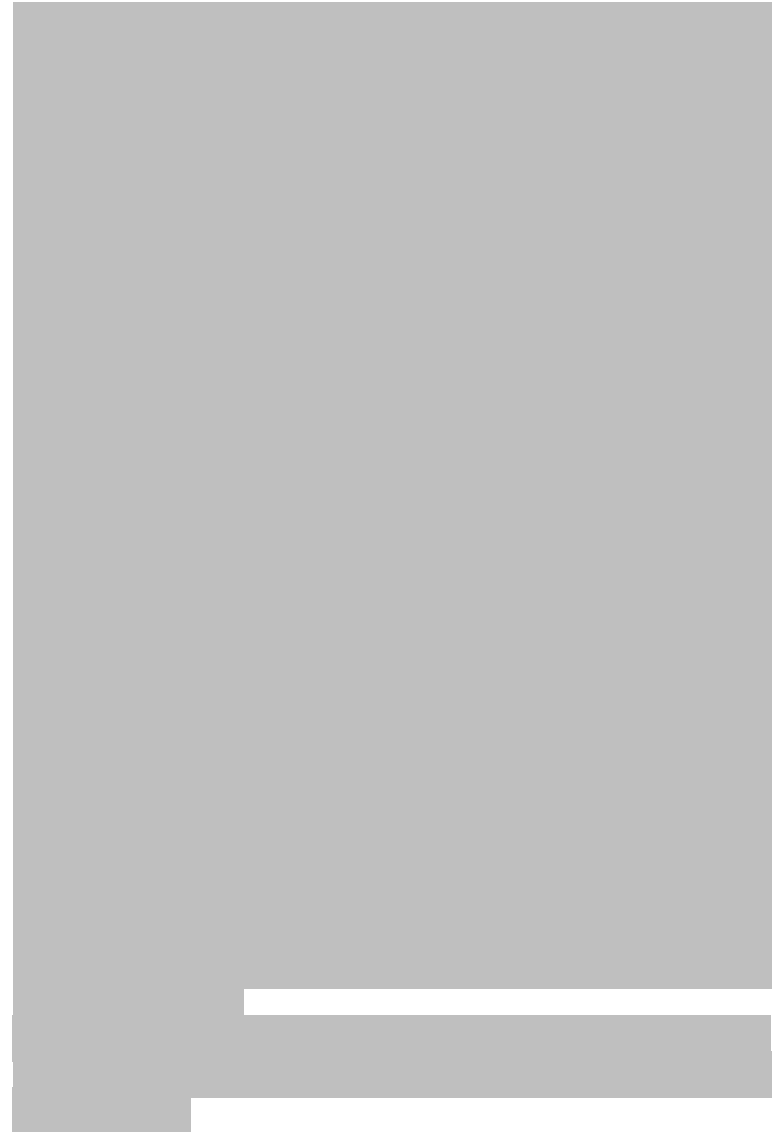
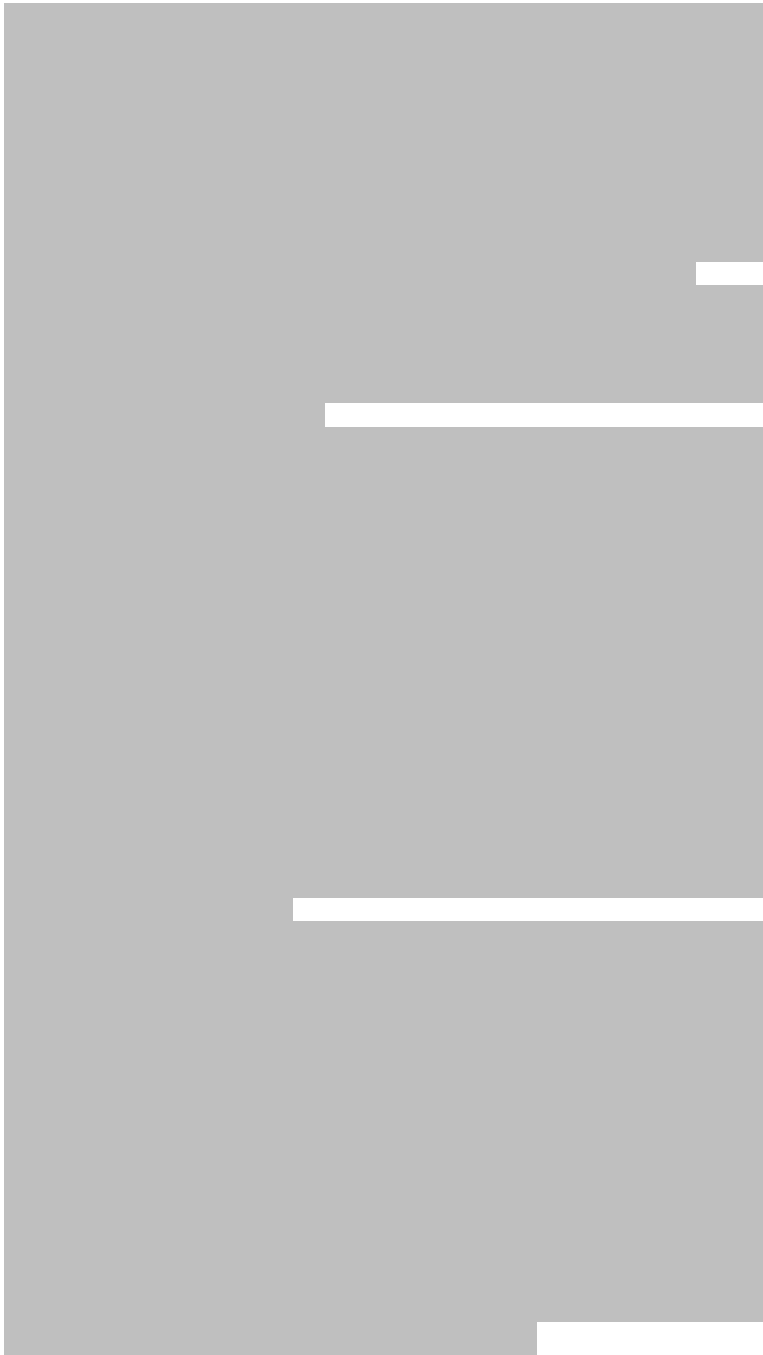
Vor der Gespensterbahn drängen sich viele Leute. Viele haben noch die Fähnchen in der Hand, einige lassen sie verstohlen hinter eine Absperrwand fallen. Es dauert ewig, bis sie endlich dran sind und sich in die kleine, langsam heranrollende Gondel quetschen. Das Gefährt schaukelt los. Sie fahren durch ein weit aufgerissenes, riesiges rotes Maul in ein Labyrinth aus Pappmaché, tauchen in eine düstere Dämonenwelt ein. Irina ist nervös. Schließlich weiß sie genau, warum der Junge mit ihr gerade hierhin wollte. Es ist dunkel in der Bahn und keiner kann sie beide sehen, außerdem kann sie sich in dem kleinen Wagen nicht wehren, wenn er an ihr herummacht. Er fängt auch prompt damit an, sobald sie im Dunkeln sind. Seine Finger sind schon unter ihrem Rock, als Irina plötzlich ein kalter Lappen durchs Gesicht fährt. Entsetzt drückt sie sich an den Jungen, der sie fest in den Arm nimmt und dabei ihre Brüste unter der Bluse bearbeitet, als gelte es, einen Kuchenteig zu kneten. Unmittelbar danach rasen sie auf ein von innen leuchtendes, grunzendes Gerippe zu, das nach ihnen grapscht. Irina kreischt. Irgendwelche Fäden streifen ihre Arme. Von links stürzt eine kichernde Hexe mit einem Raben auf der Schulter auf sie zu, kurz danach steht direkt vor dem plötzlich haltenden Wagen ein blutbesudelter riesiger Kerl mit einer Axt, der ihnen offensichtlich den Schädel spalten will. Da ist es mit der Beherrschung bei Irina endgültig vorbei. Sie schreit wie von Sinnen. Der Junge neben ihr fummelt unerschütterlich weiter, er kennt die ganze Horrorbahn wahrscheinlich schon aus dem Effeff. Er schiebt seine Hand zwischen ihre Beine und seine ekelhaft lange Zunge in ihren Hals, da wird der Wagen so heftig um die Ecke geschleudert, dass Irina Angst hat, sie käme nie wieder raus aus diesem Wahnsinn. Dem Typen neben ihr wäre das wahrscheinlich gerade recht. Als er gerade versucht, ihre Hand noch tiefer in seinen Hosenschlitz zu stopfen,

rast die Kutsche wieder auf ein Ungeheuer zu, dass sich zähnefletschend anschickt, sie aufzufressen. Sie fahren direkt in sein Maul hinein. Irina schreit und quiekt und kann ihre Hand gerade noch rechtzeitig aus seiner Hose herausziehen, als sie mit einem Ruck wieder in die hell erleuchtete Öffentlichkeit katapultiert werden, direkt vor die Füße des nächsten Maifeiertagspärchens.

Der Junge besteht darauf, Irina bis nach Hause zu begleiten, sie kann ihn einfach nicht mehr abschütteln. Dabei geht er ihr spätestens seit der Fummelei in der Gespensterbahn schrecklich auf die Nerven. Irina ist auf dem Heimweg so abweisend wie möglich. Doch er redet und redet, sie weiß nicht worüber, hört nicht zu. Denkt daran, wie sie die Hand in seinem Hosenschlitz hatte. Seltsam, so ein Knüppel, der muss doch lästig sein. Wieso kann er ihn eigentlich so gut verstecken in seiner Jeanshose? Aha, sie ist ja doch neugierig. Aber es ist ihr auch unheimlich. Jedenfalls ist er nicht der Typ, bei dem sie das näher erkunden möchte.

An der Haustür macht er ihr einen Knutschfleck am Hals, bevor sie sich aus seiner Umarmung befreien kann. Wenn der Vater sie erwischen würde! Nicht auszudenken ...

Der Vater entdeckt den Fleck an ihrem Hals. „Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will!“ Sie weiß nicht genau was er damit meint, doch sein Blick spricht Bände.



18. Jugendweihe

Der Tag der feierlichen Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen, die „sozialistische Jugendweihe“, ist nur noch einige Wochen

entfernt. Alle sind aufgeregt. Es klingt bedeutend, und auch irgendwie nach Zauberei – mit einem Mal ist man erwachsen! Aber deshalb darf man längst nicht alles. Jedenfalls wird man danach mit „Sie“ angeredet. Das alles erscheint Irina höchst merkwürdig. Schließlich ist man ja immer noch derselbe Mensch wie am Tag davor, und da die meisten Jugendlichen genauso klein wie Irina sind, schauen die meisten Erwachsenen von oben auf sie runter und geben die üblichen Anweisungen.

Eigentlich könnte Irina diese Jugendweihe also ziemlich kalt lassen. Doch es liegt eine gewaltige Spannung in der Luft. Irina hat Angst vor den Hänseleien der Anderen, vor dem Zusammentreffen der Eltern mit denen der anderen Schüler. Sie schämt sich für ihre Eltern. Sie sehen so ganz anders aus als die „normalen“ Eltern. Ihr Vater trägt nur noch eine vorsintflutliche Motorrad-Lederkluft und setzt dazu eine Art Fliegermütze auf den Kopf, dass die Verwandten sagen, er hätte sie nicht mehr alle. Ja, ihr Vater ist völlig verrückt. Irina weiß, dass er sich heimlich mit jungen Mädchen in der Gartenlaube trifft, weshalb die Mutter droht, den Gashahn aufzudrehen. Unvorstellbar, wenn das jemand erführe. Manchmal fürchtet sie, man könnte ihr etwas von diesen seltsamen Vorgängen in ihrer Familie ansehen. Alle würden plötzlich mit Fingern auf sie zeigen, wie auf eine Aussätzige.

Schlimm genug, dass sie in der Klasse wegen ihrer altmodischen Garderobe gehänselt wird. Die anderen Mädchen tragen ganz andere Sachen, die kriegen Pakete aus dem Westen. Sicher werden sie zur Jugendweihe toll herausgeputzt, mit Stöckelschuhen, Handtäschchen und Schmuck.

Irinas Familie hat kein Geld und bekommt auch keine Pakete aus dem Westen. Deshalb hat die Mutter eine Geheimreserve aus ihrer großen Korbtruhe auf dem Boden geholt, die noch aus Vorkriegszeiten stammt – angeblich etwas ganz Besonderes. Der Stoff, ein dicker Samt, der an ein Plüschsofa erinnert, riecht nach Mottenpulver und ist dunkelblau. Eine Frau aus der Siedlung, die zu Hause näht, soll daraus ein Kleid machen. Es soll vorne auf der Brust einen langen Schlitz mit Schlaufen und Knöpfen bekommen, ganz toll, sagt die Hobbyschneiderin, ganz chic. Nach jedem Anprobetermin ist das Kleid hässlicher. Der Stoff reicht nicht, deshalb fällt der Schlitz breiter aus als geplant. Er befindet sich dummerweise auch noch an

einer Stelle ihres Körpers, wo Irina etwas zu verbergen hat: über dem Brustansatz. Außerdem wird der Rock recht kurz, reicht nur bis knapp über die Knie. Irina will aber ihre Beine nicht zeigen! Ihre „Stachelbeerwaden“, so bezeichnen die Mitschülerinnen Irinas kräftig gewölbte Wadenmuskeln, das Resultat der Gartenarbeit im Grundstück. Ihre Beine sind wunderschön, aber das weiß sie damals natürlich noch nicht. Sie will nur noch Hosen tragen. Aber nicht irgendwelche, sondern nur solche aus Stretch mit einer Bügelfalte und einem Steg unten am Fuß, der die Hose ganz glatt zieht. Die verbirgt die Beine darunter perfekt. Doch zur Jugendweihe-Zeremonie ist es damals völlig unmöglich, als Mädchen in einer Hose zu erscheinen. Das Kleid könnte wenigstens bis zur Mitte der Waden reichen ... Irina ist verzweifelt. Sie will dieses Kleid nicht! Und dann soll sie dazu auch noch weiße – weiße! – Stöckelschuhe tragen, die so klobig und abgrundtief hässlich sind, dass Irina schon allein deswegen vor Scham sterben wird, wenn sie nach vorne auf die Bühne muss! Die Schuhe im Konsum, die ihr gefielen, waren der Mutter viel zu teuer. Die sind zierlich und elegant, mit so schmalen feinen Riemchen. In ihren harten Blockabsatzschuhen schmerzen Irina schon nach wenigen Minuten die Füße. Es ist zum Verzweifeln.

Kurz vor dem gefürchteten Tag muss Irina noch den unausweichlichen Friseurtermin, den ersten in ihrem Leben, über sich ergehen lassen. In dem kleinen Laden, aus dem ihre Mutter immer mit der schrecklichen blauen Wattefrisur zurückkommt, ist die Hölle los: Alle Mädchen, die in diesem Frühjahr Jugendweihe haben, wollen scheinbar am gleichen Tag frisiert werden. Der Laden ist bis auf den letzten Platz gefüllt, Irina muss im Eingang warten. Endlich darf sie sich auf einen der Stühle setzen. Kritisch betrachtet sie sich und ihre Nachbarinnen in den großen Spiegeln. Manche Mädchen haben schon Lockenwickel auf dem Kopf, eine wird gerade toupiert, wobei die Haare auf mindestens das Doppelte ihres normalen Volumens gebracht werden. Die Haarbüschel stehen der Bemitleidenswerten wie dem Struwelpeter vom Kopf ab. Bevor sie die Spitzen vorsichtig glättet, sticht die Friseurin immer wieder mit dem Kamm in den Haarberg, um ihn aufzurichten. Am Schluss wird von allen Seiten Haarlack aufgesprüht. Das kennt Irina von ihrer Mutter. Das Zeug stinkt und klebt die Haare wie zu einem Brett zusammen.

Irina überlegt, ob sie hübsch ist oder nicht, ob die anderen Frauen und Mädchen im Laden hübsch sind oder nicht. Hübsch ist man, wenn man aussieht wie eine Puppe oder wie die Mannequins in den Zeitschriften. Oder wie eine bekannte Schauspielerin.

Der blonden Yvonne zeigt man gerade mit dem großen Handspiegel, wie sie von hinten und den Seiten aussieht. Sie lächelt selbstzufrieden. Ihr normalerweise glattes, dünnes und fettig-strähniges Glitschhaar, das aussieht, als dusche sie jeden Morgen mit Öl, ist auf ein beachtliches Volumen gebracht worden. Wie ein aufgeplatzter Polsterstuhl, denkt Irina. „Wie Brigitte Bardot!“ schmeichelt ihr die brünette Friseurin, die das Werk vollbrachte. Stolz, den dünnen Hals gereckt wie eine Giraffe, stakst die Flachbrust-Bardot unter den neidischen Blicken der Friseursalonbesucherinnen zur Tür hinaus. Endlich ist Irina dran. Mit einem buntgeblühten Plastikumhang versehen, muss sie ihren Kopf ins Waschbecken stecken. Lauwarmes Wasser läuft ihr über Kopf und Gesicht. Dann wird etwas Kaltes auf ihren Kopf geschüttet. Die Friseurin reibt und drückt an Irinas Kopf herum, dass die Schaumflocken nur so herumwirbeln. Das Shampoo brennt in den Augen. Irina beißt die Zähne zusammen. Schließlich haben die anderen das ja auch ausgehalten. Dann wird das Wasser heißer, ist schließlich unerträglich, als ob ihr Kopf darin gegart werden sollte. „Aua!“ – „Oh, Moment!“ Kurz darauf ist das Wasser eiskalt. Dann darf sie sich aufsetzen. Während sie die Kiste mit den Lockenwicklern und Spießen auf dem Schoß halten muss, läuft ihr das kalte Wasser aus den triefnassen Haaren den Hals entlang unter den Pullover. Sie bekommt eine Gänsehaut. „Bitte die Lockenwickel angeben!“ Die Friseurin sagt „groß“, „mittel“ oder „klein“. Irina reicht gehorsam das Gewünschte, dazu jedes Mal einen kleinen Metallspieß. Mit schnellen, sicheren Bewegungen wickelt die Fachfrau für Jugendweihfrisuren Irinas Haar auf die bunten Plastikrollen und bohrt anschließend einen Spieß hindurch, bis er in die Kopfhaut piekt. Anfangs nur sacht, aber nach einer Weile fangen die Dinger an, ziemlich weh zu tun. Irina denkt an die Indianergeschichte, die sie gerade liest, das Buch heißt „Blauvogel“ und handelt unter anderem davon, wie die Indianer ihre Opfer skalpieren. Wer schön sein will muss leiden! Jetzt kommt die Trockenhaube. Sie wird nicht skalpiert, sie wird gebraten! Am Ende läuft es wohl auf das Gleiche hinaus. Irgendwann muss das

ja mal vorbei sein! Gütiger Himmel, lass mich nicht aussehen wie eine abgesengte Weihnachtsgans. Es riecht schon ein wenig ... „Hallo – mir ist zu heiß!“ Irinas Rufen geht im Getöse der Trockenhauben verloren. „Die da vorne links ist dann fertsch!“ Gott sei dank. Endlich wird das Folterwerkzeug abgestellt. Dann reißt die Friseurin die Lockenwickel heraus. „Aua!“ – „Is jo schonn guud, schonn fertsch!“ Irina öffnet vorsichtig ein Auge. Die Haare sind noch da, kringeln sich wie kleine Schweineschwänze um ihren Kopf. Die Friseurin ist jetzt emsig damit beschäftigt, jeden einzelnen davon aufzuplustern, zu „toupieren“, bis auch Irina aussieht wie ein aufgeplatzter Polsterstuhl. Dabei wackelt ihr der Kopf hin und her wie bei einer Puppe.

Endlich fertig. Ffft, ffft, pffft. Es stinkt nach flüssigem Alleskleber. Irina hält den Atem an. Die Friseurin macht den rechten Arm ganz lang und dreht ihren Kopf zur Seite: Pffffff ... Wenigstens schützt sie Irinas Augen mit einer Hand. Spiegel, Skalpell, Pistole bitte ...! Oh je. Es sieht aus, als habe man ihr einen Dutt oder ein Haarteil verpasst. Was für eine Enttäuschung. Und dieses schreckliche Mittelblond. Wenn sie doch wenigstens richtig blond oder schwarz wäre! Eigentlich hat sie Naturkrause. Die ist jetzt weg. „Zwanzig Mark, bitte!“ Immerhin weniger als bei der Martina, die hatte noch Blondierung.

„Nu dann, scheene Juchendweihe! Dorr Näschsde bidde!“

Irina steckt der geschäftstüchtigen Dame widerwillig die obligatorischen zwei Mark Trinkgeld in ihre Kitteltasche und schwört sich, niemals im Leben wieder zu einem Friseur zu gehen.

Beim Festakt in der Aula der Schule ist zum Glück nur die Mutter dabei. Die Anspannung, sich vor dem Vater nicht zu blamieren, hätte Irina kaum bewältigt.

Die Jugendweihe-Kandidaten rennen durcheinander wie aufgeschreckte Hühner. Nur schwer können sie die dem Ereignis angemessene Würde wahren. In der nicht enden wollenden Festrede wird die Bedeutung der Verantwortung der nun in die Reihen der Erwachsenen eintretenden Jugendlichen für die Erbauung des Sozialismus mehrfach hervorgehoben. Dann wird das Gelöbnis gesprochen. Der Sprecher sagt es vor, sie murmeln jedes Mal ihr „Ja, das geloben wir“ hinterher. Anschließend werden Gruppen von je

acht Jugendlichen aufgerufen, sie bekommen Blumen und das Buch „Weltall, Erde, Mensch“. In dem in graues Leinen gebundenen, knapp ein Kilogramm schweren Wälzer liegt das Gelöbnis, das sie gesprochen haben. Es wiegt viel schwerer als das dicke Buch, wird sich zu einer Bürde auswachsen, die nicht nur Irina durch ihr Leben schleppen wird:

Gelöbnis

*Seid ihr bereit, als treue Söhne und Töchter unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates für ein glückliches Leben des ganzen deutschen Volkes zu arbeiten und zu kämpfen, so antwortet mir:
Ja, das geloben wir!*

*Seid ihr bereit, mit uns gemeinsam eure ganze Kraft für die große und edle Sache des Sozialismus einzusetzen, so antwortet mir:
Ja, das geloben wir!*

*Seid ihr bereit, für die Freundschaft der Völker einzutreten und mit dem Sowjetvolk und allen friedliebenden Menschen der Welt den Frieden zu sichern und zu verteidigen, so antwortet mir:
Ja, da geloben wir!*

*Wir haben euer Gelöbnis vernommen, ihr habt euch ein hohes und edles Ziel gesetzt. Ihr habt euch eingereiht in die Millionenschar der Menschen, die für Frieden und Sozialismus arbeiten und kämpfen. Feierlich nehmen wir euch in die Gemeinschaft aller Werktätigen in unserer Deutschen Demokratischen Republik auf und versprechen euch Unterstützung, Schutz und Hilfe.
Mit vereinten Kräften vorwärts!
Alles Gute und viel Erfolg in deinem künftigen Leben und Schaffen für unsere Deutsche Demokratische Republik!*

Ja, das geloben wir.

Es hätte heißen sollen: „Ja, das gelogen wir!“ Irina vermutet, dass die meisten in der Klasse nicht wirklich denken, was sie da sagen. Vielleicht der Eugen, der Wolgadeutsche. Nein, nicht einmal der. Der will irgendwann wieder nach Russland zurück. Wem in ihrer Klasse kann sie es abnehmen, dass er wirklich an das glaubt, was er da gelobt hat? Und sie selbst?

Irina will es ernst nehmen. Vielleicht gerade deshalb, weil so wenige es wollen, kaum einer es ihrer Meinung nach wirklich versteht. Ihr bisheriges Gefühl, bedeutungslos zu sein, ist Schnee von gestern. Jetzt hat sie einen Auftrag, und was für einen! Und Hilfe wird ihr auch zugesichert. Sie schwelgt in trotzigem, stolzem Übermut, deshalb entgeht ihr damals vollkommen, dass ihr ja nur für ihr Leben und Schaffen für die DDR alles Gute und viel Erfolg gewünscht wird und nicht für ihr persönliches Leben. Das Gleiche gilt auch für die zugesagte Hilfe, wie sich bald herausstellen wird. Aber das weiß sie an diesem Frühlingstag des Jahres 1966 noch nicht, als sie da steht, in ihrem schrecklichen Samtkleid, ständig in Sorge, der Schlitz vorne könnte zu viel von ihrem Brustansatz freigeben – oder vor einer Laufmasche, denn diese hauchdünnen Perlonstrümpfe sind völlig unberechenbar und legen sich an den Knöcheln in Falten. Wenigstens kommt Irina heil die Treppe zur Bühne hoch und wieder hinunter, fällt nicht hin wie ein Mädchen aus einer anderen Schule, das mit den Stöckelabsätzen hängenbleibt. Sie tut Irina leid, ein paar Leute lachen. Die Weltverbesserer, die junge Garde der Partei, so ein Blödsinn, sie kommen ja noch nicht einmal mit sich selbst klar, wie dann erst mit dem plötzlichen Erwachsen-Sein-Sollen. Die Jungen in ihren viel zu weiten Anzügen, die ständig an den Krawatten ziehen, weil sie ihnen den Hals abschnüren; die Mädchen in kurzen Röcken, in denen sie nicht Treppen steigen können und die ständig an ihren verrutschten Seidenstrümpfen herumzupfen, in denen die ersten Maschen laufen – sie schneiden Grimassen, kichern blöd. Könnte man in ihr Innerstes sehen, was würde man da erst für ein Durcheinander erblicken! Dieses Hin- und Hergerissensein zwischen den bohrenden Trieben und den auswendig gelernten Anstands- und Weltverbesserungsregeln! Sie wissen nichts vom Leben, nichts von der Welt, kommen in den Ferien nur bis Suhl oder Usedom, und wenn sie großes Glück haben, vielleicht irgendwann einmal nach Moskau, Kiew oder an den ungarischen Plattensee. Sie haben keine Ahnung von Gut und Böse, weil man ihnen beigebracht hat, dass gut ist, was kommunistisch ist – und nur das. Sie wissen nicht, wie die Welt jenseits des Eisernen Vorhangs, der Grenze zum Westen, wirklich aussieht. Viele nehmen die angeberischen Berichte ihrer dort beheimateten Verwandten zum Maßstab. Sind gerade erst dem

Pionieralter entwachsen, der Welt der bunten Wandzeitungen mit Sonnenblumen und Raketen mit Sowjetstern, in denen lächelnde Kosmonauten sitzen. Juri Gagarin, der erste Mensch im All. Sie sind naive, dumme Kinder. Aber den Sieg des Kommunismus und den Frieden in der Welt haben sie schon zu verantworten.

Als das feierliche Kulturprogramm, bestehend aus einer Klavier-sonate von Beethoven und sehr pathetischen, emphatisch vorgetragenen Gedichten von Johannes R. Becher, als dieser anstrengende Teil endlich pflichtgemäß überstanden ist, geht es in die Gastwirtschaft der benachbarten Gartenkolonie zur großen Familienfeier.

Zu Irinas großem Tag sind tatsächlich Onkel Erik mit Tochter Marina, Tante Elfi mit Cousin Tom und die schlohweiße Oma Toni gekommen, außerdem die Schwestern mit ihren Familien, die Krista mit ihrem Mann aus B., die Irina seit Jahren nicht gesehen hat. Irina wird von allen Seiten beglückwünscht. Sie bekommt Geschenke, billigen Schmuck, etwas Geld. Von Marion eine kleine geschliffene Kristallvase. Die hat ein goldenes Etikett und wird behandelt, als wäre sie überhaupt aus Gold.

Die Eltern schenken ihr eine kleine Armbanduhr mit unlesbarer russischer Inschrift und braunem Lederarmband. Dann stoßen alle mit Irina an. Auf unseren Jugendweihling, zum Wohl! Das anschließende Festessen besteht aus mehreren Gängen: Vorsuppe, Rinderbraten mit zweierlei Gemüse und Kartoffelklößen und zum Schluss Apfelkompott und Fürst Pückler-Eis. In das Klappern der Löffel, Gabel und Messern fallen hier und da ein paar Worte. Irina beobachtet, dass einige ihrer Verwandten das Besteck anders halten als sie es vom Vater beigebracht bekam; sieht, dass gekleckert, hört, dass geschmatzt wird. Dem Vater scheint das nicht aufzufallen. Beim Dessert zeitigt der genossene Wein erste Wirkungen und das Gespräch kommt allmählich in Gang. Jetzt wird es gefährlich, denkt Irina, denn die am Tisch Versammelten unterscheiden sich in ihren Ansichten ebenso sehr voneinander wie in ihrem Äußeren. Die Bäckerfrauen thronen in Spitzen, Rüschen und Plissee gehüllt, ihre Männer in weißen Nylonhemden. Es blitzt von all dem Gold- und Strassschmuck, den teuren, auffälligen Uhren und Ringen. Irinas Nichte Katja trägt einen blauen Jeans-Overall mit gelben Nähten und einem Wrangler-Lederschild. Ganz klar, ist alles aus dem Westen. Die Mutter schämt sich in ihrem Kleid

– es ist ein abgelegtes von Marion. Aber wenigstens ist es auch aus dem Westen. Oma Toni dagegen trägt ein unangesagtes buntes Fransentuch um die Schultern. „Wie ne Zischeunerin, datsächlich, des globste ne!“ – Das war der Schwager. Erschrockener Blick der Mutter – aber die Großmutter hat zum Glück nichts gehört. Der Schwager wagt allerdings nicht, jetzt noch etwas Abfälliges über Zigeuner zu sagen, obwohl er garantiert gerne den Witz zum Besten gegeben hätte, wie viele Juden und Zigeuner in einen Aschenbecher passen. Der Vater trägt ein sportliches Hemd und seine Motorradhose. Er ist unruhig. Vor einiger Zeit haben die Eltern im Grundstück neue Schafe angeschafft und eins davon ist trächtig. Keiner glaubt ihm, als er sagt, die Lämmer kämen in dieser Nacht auf die Welt – er müsse unbedingt gleich wieder raus und nach dem Rechten sehen. Alle versuchen ihn zu beschwichtigen, er könne doch zur Jugendweihe seiner Tochter mal abschalten, und die Viecher kämen garantiert erst morgen! Mit sorgenvoller Miene bleibt der Vater noch sitzen.

Onkel Erik und Irinas Vater vermeiden jede direkte Anrede. Irina weiß, dass der Vater den Bruder nicht besonders mag. Der erzählt, dass sich an der von ihm geleiteten Sportschule ein Mädchen beim Reinigen ihrer Waffe erschossen hat. „Wieso missen die ooch Schießen lern!“ Der Schwager spült sein Entsetzen mit einem Schluck Pils hinunter. Jemand fragt, wie ist das denn passiert? „War Training, militärischer Mehrkampf, das läuft im Rahmen der Gesellschaft für Sport und Technik ... Danach hat sie die Waffe beim Reinigen falsch gehalten.“ Erschrocken nagt Irinas Nichte Katja an ihren Fingernägeln. „Hat die das denn mit Absicht gemacht?“ Katja erntet einen vorwurfsvollen Blick. Wie kann sie nur so was fragen! An der sozialistischen Schule des Genossen Erik Herrndorf gibt es doch keinen Grund sich umzubringen! Der Onkel geht auf die Frage nicht ein. „War sofort dot. Das war ne Sauerei, das ganze Blut überall, und ihr Gehirn klebte an der Decke. Hab deswegen jede Menge Schererein. Ne Untersuchungskommission ... Die stellen alles aufn Kopp. Als ob da was bei rauskäme ...“ Irina stellt sich das vor. Es muss für die anderen Schüler ein grauvoller Anblick gewesen sein. Lange will dieses Schreckensbild nicht aus ihrem Kopf. Ob das Mädchen wohl sterben wollte? Da müsste sie ja völlig verzweifelt gewesen sein! Sich den kalten Gewehrlauf in

den Mund zu schieben und abzudrücken ... Oder hat es vielleicht ein anderer ...? Aber warum sollte jemand so etwas tun?

„Mensch Erik, da haste abor rischtsch viel zu dun, un ooch eene grose Vorandwordung, wenn de an so ner Presdiesch-Schule Dirrektor bist, nor?“ Im Gesicht des Onkels erscheint ein selbstgefälliges Grinsen. Irina denkt an ihren Sportlehrer, der bei den Turnübungen den Mädchen immer mal zwischen die Beine oder an die Brust fasst, aus Versehen. Und an die jungen Mädchen, die ihr Vater in der Gartenlaube heimlich vernascht ... Wenn die Versammlung hier eine Ahnung hätte!

Sie reden bald schon über andere Dinge. Dabei bleiben Irinas Eltern und die Großmutter seltsam still und unter sich, während der Onkel und die Bäckerfamilie des Schwagers lautstark und gestenreich erzählen, einander zuprosten und die eine oder andere Lachsvalve abfeuern. Es liegt eine subtile, für Irina körperlich spürbare Spannung unter der scheinbaren Unbekümmertheit dieser Unterhaltung, ein Funke könnte genügen, die drohende Explosion auszulösen. Gerade geht es um das schwere Los der privaten Bäcker, die mit den niedrigen, staatlich verordneten Preisen keinen Gewinn machen und aufgeben; dass die Abfallkübel an den Sonnabenden voll sind mit billigem Brot, die Bauern holen es tonnenweise von den Bäckern ab und verfüttern es an die Schweine, weil das billiger ist als Schweinefutter. Die Kritik wird allmählich immer deutlicher. „Diese Idioten von Kommunisten ruinieren alles“, sagt Christoph, Marions Schwager. Es wird immer lauter, sie versuchen sich in ihren Argumenten gegenseitig zu übertrumpfen, bestellen zwischendurch immer wieder Pils und Schnaps bei der schwitzenden Kellnerin.

Onkel Erik, der SED-Mitglied ist wie Irinas Eltern, streitet sich mit den liberaldemokratischen Bäckern, ob das Verbot westlicher Sender zu Recht oder zu Unrecht besteht. Er kann lauter schreien als sie, aber überzeugen kann er sie nicht. Irina möchte an die frische Luft. Sie hält es nicht länger aus in der verrauchten Wirtschaft. Endlich hat sie eine Begleitperson gefunden – Marina, die älteste Tochter des Onkels. Sie ist dunkelhaarig und hübsch und schon einundzwanzig. Irina bewundert ihr Haar und staunt, dass sie Japologie studiert. Das ist die Wissenschaft vom Leben, der Sprache, Geschichte und Kultur der Japaner. Wow! So etwas kann man also

studieren?! Irina hat noch nie davon gehört. „Gehst du denn dann auch nach Japan, wenn du Japanwissenschaftlerin bist?“ Marina lächelt nachsichtig. „Vielleicht!“, ruft sie in plötzlicher Fröhlichkeit und spendiert ein großes Eis: Vier Kugeln! Irina muss schneller lecken, sonst läuft alles aus der dünnen Waffel heraus und tropft auf die Straße, oder schlimmer – auf das Samtkleid. Zwischendurch muss sie aber unbedingt auch mit ihr darüber reden, wie das denn überhaupt so ist mit einem Studium, und wie man da hinkommt. „Da musst du schon zu den Besten in der Klasse gehören, damit du auf die Erweiterte Oberschule darfst ab der achten, und dann – ja dann kannst du Abitur machen, und da musst du wieder zu den Besten gehören ... Deine Eltern sind ja beide in der Partei, von daher ... Du musst dich eben einfach anstrengen. Na, und das Studium, das ist toll, allerdings auch ziemlich nervend. Überleg dir gut, ob du mal studieren willst. Du kommst nirgends mehr hin, paukst von früh bis abends und hast ständig langweilige Versammlungen. Außerdem ist das Stipendium so gut wie gar nichts, du hast also überhaupt kein Geld.“ Irina lauscht. Studenten sind doch stinkend faule Säcke, denen alles hinten und vorn reingebblasen wird, sagen ihr Vater und die Bäckerfamilie.

Als sie in die Gastwirtschaft zurückkommen, ist dort der Lärmpegel deutlich gestiegen, wie sicher auch der Alkoholpegel im Blut der Anwesenden.

Immer turbulenter wird es in der kleinen Gaststätte. Den Aufbruch von Irinas Vater bemerken sie erst, als er schon in seiner Motorradjacke und mit der Lederhaube auf dem Kopf dasteht. Da wird es plötzlich ruhig.

„He Gerd, nu bleib doch mal noch hier! Is doch alles nisch bersenlich gemeind, gomm, mir trinken erscht mol noch een!“ Die Worte von Christoph, ältester Bäckersohn und Bruder von Irinas Schwager, donnern in die Stille. Doch der Vater lässt sich nicht aufhalten. Er verabschiedet sich knapp mit dem Hinweis auf die bevorstehende Geburt der Lämmer, spricht vor der Tür noch leise mit der Mutter. Dann startet er das Motorrad.

Nachdem er fort ist, werden die Bäckerbrüder deutlicher. Wie könne ein einigermaßen anständiger Mensch bloß in dem Verein (der Partei) sein, die gehen sowieso alle hier den Bach runter, diese ganze DDR, das ist alles nur eine Frage der Zeit ... Im Westen

ist das alles ganz anders, da floriert die Wirtschaft, da gibts keine Staatspartei, die alles versaut. „Solltet ihr mol sehn, wie die läbn ...!“ Ihre Verwandten in Bayern haben da eine Bäckereikette, und als sie die besuchen durften, das war einmalig klasse. „Wie herrlich s da aussehn dut, die Häuser mit denn Blumkästen! Un alle ham ä funkschonierndes scheenes Audo. Ne so ene Glappergiste aus Babbe un Alluminjum, auf die worr ooch noch zähn Schahre wordn missen! So enne Scheise!“

Kurz danach verabschiedet sich die Familie des Onkels ebenfalls. Die restliche Gesellschaft rückt näher zusammen.

Heidi, die Schwägerin von Marion, sitzt Irina jetzt direkt gegenüber. Sie ist groß und schwarzhaarig, auf ihrer Oberlippe prangt deutlich ein schwarzer Haarflaum. Er wächst immer wieder nach, dieser Schnurrbart, obwohl sie ihn regelmäßig von der Kosmetikerin entfernen lässt. Sie lacht hoch und schrill. Ihr Mann legt plötzlich den Arm um sie, zieht sie an sich, fasst ihr an den Busen. Als er sie küssen will, entzieht sie sich ihm kichernd, sagt ihm etwas ins Ohr. Marion ist das peinlich, sie wird knallrot. Schnell redet sie irgendetwas, um von ihrer Verlegenheit abzulenken. Erzählt die Geschichte mit der Maus im frisch gebackenen Brot, das die Kunden zu Hause aufgeschnitten haben, genau an der Stelle, wo die Maus war, die Maus also mittendurch, und wie sie die Schweinerei mitten auf den Ladentisch legten, das war eine entsetzliche Blamage! Man stelle sich das mal vor, in der feinen Bäckerei-Konditorei vor den Augen der Kunden eine halbe blutverschmierte Maus in jeder Brothälfte ...! Marion bemüht sich immer sehr um eine hochdeutsche Aussprache. Sie ist bei B. groß geworden, und ihr Vater kommt von dort – so fällt ihr das leichter als der Schwägerin, die bestimmt neidisch ist, jedenfalls sieht sie so aus. Vielleicht auch, weil die Marion so schön erzählen kann und beim Lachen ein lustiges Grübchen im Mundwinkel hat.

Irina hilft seit einigen Jahren in den Ferien in der Backstube, kann Brot backen, Kuchen und Torten machen, Pfannkuchen und Gebäck. Die Bäcker machen sich jedes Mal lustig über ihre Kleinwüchsigkeit, ihre Nase, ihre Frisur, einfach über alles. Der Lehrling starrt ihr auf den Busen oder den Hintern, wenn sie den Backstubenboden schrubben muss. Jeden Tag tritt sich ein Gemisch aus Teigresten, Mehl, Zucker und Wasser fest, das am Abend hart ist wie Stein.

Erst muss man alles einweichen, dann mit einem Spachtel abkratzen, dann mit der Schrubberbürste scheuern, dann wieder spachteln und so weiter, bis endlich das Muster des Terrazzo-Bodens wieder in voller Schönheit zu sehen ist ... In den nächsten Ferien wird sie das trotzdem wieder machen. Das Naschen ist das Beste an diesem Ferienjob – am liebsten hat Irina allerdings die salzigen Streusel, die in großen Bottichen in der Kühlkammer aufbewahrt werden. Und sie braucht nicht jedes Mal für jedes Brötchen, jedes Stückchen Kuchen zweimal „Danke“ zu sagen wie sonst immer, wenn die Mutter dabei ist, die peinlich darauf achtet. Irina schuftet schließlich den ganzen Tag von sechs Uhr morgens bis vier am Nachmittag für fünfzig Pfennige die Stunde. Das ist viel zu viel, sagen die Bäcker.

Die Feier schleppt sich dahin. Man redet über alles Mögliche – nur nicht über Irina und ihre Jugendweihe. Irina ist müde vom Wein, gähnt in einer Tour. „Kurt fährt euch nach Hause, oder, Kurt?“ Kurt verdreht die rot verquollenen Augen. Er kann nicht mehr fahren, hat viel zu viel Bier getrunken. Auch die anderen noch anwesenden Autobesitzer haben zu viel Alkohol im Blut. Irina läuft mit der Mutter nach Hause, die Großmutter wird in ein Taxi zum Feierabendheim verfrachtet.

Die Geschenke passen alle in eine Plastiktüte.

Irina ist übel. Ihre Füße in den Absatzschuhen fühlen sich an, als steckten sie in Schraubzwingen. Sie zieht sie aus und geht barfuß. Ob sie auf einen Regenwurm tritt, ist ihr heute vollkommen gleichgültig.

Auf dem Foto, das von der Feier geblieben ist, sieht sie sich mit ihrem Lieblingscousin zusammen, der Wind plustert ihren gelackten Fitzdutt auf und sie hält den Kopf schief, um die vom vielen Haarspray steifen Haare vor dem böigen Wind und für das Erinnerungsfoto zu retten; über der Brust spannt das Kleid, und mit ihren X-Beinen, den Stachelbeerwaden und den mageren Knien sieht sie zum Gotterbarmen aus. Der Cousin neben ihr ist auch nicht besser getroffen, er hat abstehende Ohren und ein schiefes, verlegenes Lächeln.

Am Morgen nach der Feier findet Irina ihre Mutter schluchzend in der Küche – in der Nacht sind die beiden Lämmer mit Steißlage zur Welt gekommen. Waren beide tot, als der Vater endlich in der

Nacht im Grundstück ankam. Seitdem ist er noch reizbarer und düsterer als je zuvor. „Alles wegen dieser dämlichen Feier! Die hätten wir uns schenken sollen!“

Die Gretel, das Mutterschaf, überlebt ihre Kinder nur um eine Woche. Irina ist entsetzt. Sie träumt davon, wie der weinende und fluchende Vater die toten Lämmer aus dem brüllenden Schaf zieht, wird schluchzend wach davon. Sie ist schuld. Sie hätte nie geboren werden sollen.

Die feierliche Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen bleibt für Irina eine Farce und im wahrsten Sinne des Wortes eine schwere Geburt.

Als sie der Großmutter später von dem Drama mit den toten Lämmern erzählt, schüttelt die Toni traurig den Kopf. „Die könnten es sich doch mal einfacher machen, einfach mal leben, verkriechen sich da in dieser Einöde und schufteten sich kaputt. Da kommt doch nichts raus, das lohnt sich doch alles gar nicht! Und für dich haben die auch überhaupt keine Zeit!“ Sie drückt Irina an sich, hält sie lange ganz fest, wiegt sie hin und her. Irina versucht zu verbergen, dass sie eine Rotznase vom Heulen hat und an Großmutter's Brust kaum Luft bekommt.

23. Karlchen Katzer

Er sieht aus wie ein kleiner, zerschrammter Panther. Gesicht und Hals sind übersät von tiefen Kerben und Löchern, ein paar dicke rote Pickel dazwischen verraten, woher die Narben stammen. Schwarze Schlitzaugen, dunkles Haar.

Eines Donnerstags taucht er plötzlich im Theater auf, wo die Singegruppe jede Woche probt. Er spielt etwas auf der Gitarre vor, na ja, gar nicht schlecht, sagen Gabi und Frank, die beiden Leiter, sehen wir mal. Karlchen verzieht das Gesicht, er hatte mehr Begeisterung erwartet und dass er gleich mitmachen kann. Aber sie lassen ihn nur zuhören. Er sieht Irina ständig hinterher, lässt sie nicht aus den Augen. Dann hat Irina Pause, doch Karl fragt, ob sie Lust hätte, mit ihm zusammen ein paar Songs auszuprobieren. Sie suchen sich einen Raum. Es gibt viele Räume im Theater, aber die meisten sind verschlossen. Schließlich ziehen sie sich in eine Art Kleiderkammer zurück, in der auch ein paar Requisiten aufbewahrt werden. Zwischen Schuhen, riesigen Hüten und Ritterrüstungen sitzen sie dort und vergessen die Zeit, während sie singen und spielen. Mr. Tambourine Man, Hey Jude, Strawberry Fields Forever. Traurig-wehmütige Lieder sind es. Auch Karl ist traurig, doch dann wieder fröhlich, und wenn er lacht, blitzt seine Augen. Irina ist gern mit ihm zusammen. Dann reden sie über alles Mögliche, er erzählt, dass er im Heim lebt, weil seine Mutter ihn nicht mehr haben will. Das geht Irina unter die Haut, sie hat bis jetzt nicht gewusst, dass es so etwas gibt. Väter, die ihre Kinder schlagen, ja. Aber Mütter, die ihr Kind nicht haben wollen?

Mit einem Mal erschrickt sie, steht auf, lauscht an der Tür. „Sei mal leise!“ – fällt sie Karlchen ins Wort. „Es ist so still da draußen! Wie spät ist es denn?“ Karl schaut auf seine Armbanduhr. „Oh, schon nach elf!“ Sie starrt ihn an, rennt auf den Flur. Im großen Proberaum ist niemand mehr, auch in den anderen Räumen nicht,

sie sind alle abgeschlossen. Aber was am schlimmsten ist: Man hat sie im Stadttheater für diese Nacht eingesperrt!

„So ein Mist!! Ich fliege aus dem Heim, wenn ich nicht pünktlich neun Uhr zurück bin!“ Karl legt die Gitarre ziemlich unsanft auf einen Tisch, so dass sie einen jammervollen Ton von sich gibt. Er deckt die Hand auf die Saiten, bringt sie zum Verstummen. „Darauf warten die im Heim doch bloß, dass ich mal ne Nacht lang wegbleibe. Die haben mich sowieso schon auf dem Kieker ...“ Er läuft in der Kleiderkammer hin und her wie der Panther hinter Gitterstäben. „Wieso, warum haben sie dich denn auf dem Kieker?“ „Ist doch egal, warum. Die können mich eben nicht leiden! Sag mir lieber, was wir jetzt machen sollen!“ Irina nagt an ihrer Unterlippe. „Wir könnten versuchen, jemanden anzurufen.“ – „Hm, hast du ne Nummer, hast du ein Telefon?“ – „Wir müssen eins suchen, und dann rufen wir die Feuerwehr oder die Polizei!“ Karl verzieht das Gesicht. „Weißt du etwa was Besseres?“ Aber er gibt ihr keine Antwort, durchwühlt seine Jacke, um schließlich eine zerknüllte Schachtel Zigaretten und Streichhölzer zutage zu fördern. „Nicht hier drin! Wir brennen sonst noch alles ab!“ Karlchen Katzer hat seinen Humor verloren. Er gibt ein mürrisches Brummen von sich, geht dann aber auf den Flur, um zu rauchen. Irina folgt ihm, nimmt einen Zug von seiner Zigarette, muss husten. „Rauchst aber sonst nich, was?“ – „Nö.“ Karlchen hüllt sich in eine Rauchwolke. Irina starrt durch die schmutzigen Scheiben auf die verlassene Straße hinter dem Opernhaus. „Komm wir gehen mal ne Runde durch den ganzen Schuppen. Vielleicht finden wir hier ja was zu essen und zu trinken, oder ne offene Tür!“

Irina grübelt. Sicher wäre es besser, hier irgendwie rauszukommen, auch für sie. Es ist gar nicht auszudenken was passiert, wenn der Vater merkt, dass sie nicht nach Hause gekommen ist. Sie ist erst fünfzehn. Die Mutter würde vor Schreck eine Herzattacke kriegen. Aber vielleicht kommen ja die Putzfrauen oder die ersten Bühnenarbeiter nicht so spät, sonst müsste sie von hier aus direkt zur Schule fahren! Eine Katastrophe!

Sie gehen lange, gewundene Flure entlang, rütteln an jeder Tür. Erster Stock, zweiter Stock, dritter Stock. Es gibt nirgendwo ein offenes Büro und auch kein Telefon auf den Fluren. Dafür entdecken sie etwas ganz anderes. „Hey, hier gibt es Salzstangen,

Erdnüsse und Getränke jede Menge! Sieh dir das an!“ Karlchen ist außer sich. „Sieh doch nur, Sekt, Wein, Schnaps, alles da!“ Er steht hinter der kleinen Bar im Foyer des Theaters und hält triumphierend eine Flasche nach der anderen in die Höhe. Sie haben schöne goldene und silberne Etiketten und schimmern im Halbdunkel in den unterschiedlichsten Farben. „Mach keinen Quatsch, das dürfen wir nicht ...!“ – „Hör doch auf! Bist wohl ne gute FDJlerin, was? Die dürfen so was natürlich nicht ...“ – „Aber du, du bist ein vorbildlicher Heimbewohner, hast eben noch selber mit den Knien geschlottert, weil du um neun Uhr zurück sein musstest und ... was passiert da jetzt mit dir?“

Karlchen hat die Flaschen losgelassen und knabbert nachdenklich an einer Handvoll Salzstangen. „Ich muss damit rechnen, aus dem Heim geworfen zu werden. Das ist für dich vielleicht nicht schlimm. Aber ich muss mir dann eine neue Bleibe suchen, und die ist garantiert teurer als der Heimplatz. Für den zahlt ja der Staat. Dann bräuchte ich ganz schnell nen Job, denn von meinen sechzig Mark Lehrgeld im Kombinat kann ich keine Bude bezahlen!“ Irina setzt sich auf einen Barhocker. „Kann ich bitte einen Apfelsaft haben?“ Sie nimmt sich ein paar Salzstangen aus der offenen Tüte. In ihrem Magen knurrt es schon lange. Karl gießt ihr grinsend Apfelsaft in ein Glas. „Hast wohl Angst, ich mach dich mit dem ganzen Alkohol hier erst betrunken und fall dann über dich her, was?“ Dabei sieht er Irina lauernd an, so als wollte er aus ihrer Antwort etwas Bestimmtes heraushören. Doch Irina schweigt. Sie fragt sich, ob sie diesem Jungen vertrauen kann. Schließlich ist sie mit ihm für diese Nacht eingesperrt. Keiner würde ihr Schreien hören. Ein wenig mulmig wird ihr doch bei diesen Gedanken. Sie stellt sich vor, wie Karlchen über sie herfällt und ihr das Kleid zerreißt. Das Bild von der Klassenfete, von Marios nacktem Hintern steigt in ihr auf. Sie hat noch nie jemandem etwas über den Kopf gedonnert. So eine Sektflasche würde sich vermutlich sehr gut eignen. Sie beschließt, eine mit in die Kleiderkammer zu schmuggeln. „Wollen wir noch ein bisschen singen? Das war schön vorhin!“ Karlchen hat eine bessere Idee. „Wollen wir uns nicht mal die Bühne und alles ansehen, den Orchestergraben und so? Das wollte ich immer schon mal gerne machen!“ Und er zieht die zögernde Irina hinter sich her. Sie laufen im Eiltempo die Flure entlang,

kommen atemlos im großen Saal unten an. Mit einem Mal ist das Klappern ihrer Schuhe nicht mehr zu hören, die Teppiche und Plüschvorhänge verschlucken jedes Geräusch, selbst ihr Keuchen. Gespenstische Stille auch im halbrunden Zuschauersaal, der seltsam aussieht mit den leeren Sesselreihen. Irina ist es einen Moment lang so, als müssten im nächsten Moment Stimmen ertönen und die Zuschauer aus der Pause auf ihre Plätze zurückkehren ... Doch die Stille und die Leere bleiben. Beklemmung breitet sich aus. Schweigend sehen sie sich nach einem Lichtschalter um, denn im Saal brennt nur die Notbeleuchtung. Sie tasten sich durch das Halbdunkel auf die Bühne. Schließlich findet Karl die Schalter. Mit einem Mal wird alles in gleißend helles Licht getaucht, dann in Rot, Blau, Grün. Irina steht auf der Bühne des Tannhäusers! Wenn das ihr Vater wüsste! Sie stellt sich vor, Frau Venus zu sein und fängt leise an zu singen. Es klingt ganz anders als sonst. Sie wird mutiger. Schließlich singt sie so laut, dass es in ihr von den Schwingungen der Töne zu beben beginnt und ihr ist, als würden der Saal, ihre Brust, ihr Bauch, Kopf, sogar ihre Beine, ihr ganzer Körper schwingen. Es ist ein großartiges Gefühl. Während sie noch ihrer Stimme nachlauscht, klatscht jemand laut in die Hände.

„Bravo, bravissimo! Zugabe! Bravo!“ Karl kommt auf die Bühne gerannt, er strahlt vor Begeisterung. „Hey, du hast ja eine richtige Opernstimme, Wahnsinn, das hätte ich ja niemals gedacht! Da solltest du was draus machen!“ Dann versucht er, Irina zu küssen. Er hat sie überrumpelt, doch dann reißt sie sich los und läuft weg. Karlchen hinter ihr her. Über die Bühne, hinter die Bühne, zwischen die schweren roten Samtvorhänge, in den Orchestergraben, wieder heraus, durch die Sitzreihen. Bis hinauf auf die Ränge geht die Verfolgungsjagd. Schwer atmend lässt sich Irina in einen der Sessel fallen. Da hat er sie. Er küsst Irina, steckt ihr seine Zunge in den Mund. Sie ist erschrocken und erregt. Zum Glück hat auch Karlchen Atemnot und lässt sie wieder los. Dann sitzen sie beide eine Weile keuchend nebeneinander. Gerade fragt sich Irina, wovon sie mehr außer Atem ist, dem Küssen oder der Rennerei, da springt Karlchen schon wieder auf. Er verschwindet hinter den Vorhängen, das Licht wird auf Blau geschaltet. Er hat schnell herausgefunden, wie man die Schalter bedient, denkt Irina, sie sollte vor ihm auf der Hut sein. Da steht er plötzlich mit einem Helm auf dem Kopf auf

der Bühne und fuchtelt mit einer Stange herum, als wäre es eine Lanze. Dann springt er wie wildgeworden hin und her, stößt eine Art Kampfgebrüll aus: „Uahouu!“ und knurrt wie ein Hund. Sein imaginärer Gegner scheint nicht von Pappe zu sein, kann Karls Hieben immer wieder ausweichen, geht dann zum Gegenangriff über und gibt ihm so eins aufs Dach, dass ihm der Helm vom Kopf fällt und scheppernd über den Boden rollt. „Ha! Waah!!!“ Er dreht sich um die eigene Achse, springt hoch, macht erneut Front gegen den Feind und zwingt ihn endlich zu Boden, wo er ihn mit einem Siegeschrei auf die Bretter speißt, die die Welt bedeuten. „Jaouuuuooaah!“ Dazu reißt er beide Arme hoch, geht dann aber auf die Knie, sinkt langsam nach hinten und ist nun ebenfalls tot.

Jetzt ist es Irina, die laut klatscht und „Bravo, bravo!“ ruft.

Als er wieder neben ihr sitzt und sie triumphierend ansieht, fragt sie unvermittelt: „Warum wolltest dich deine Mutter denn nicht mehr haben?“ Er hatte offensichtlich etwas anderes erwartet als diese Frage. Steht auf und will wieder zum Rauchen auf den Flur, aber Irina bleibt unerbittlich. „Wenn du willst, dass ich dir vertrauen soll und keine Angst habe, hier die Nacht mit dir zu verbringen, dann rede mit mir!“

Langsam setzt er sich wieder hin, einen Stuhl weiter weg. „Na gut, wenn du den Dreck unbedingt hören willst! Im Heim leb ich seit ich sechs bin. Meine Mutter wollte mich nicht mehr, nachdem mein Vater abgehauen war, in den Westen. In meinem Zimmer sind noch drei andere Jungs, die ärgern mich und machen Sachen von mir kaputt. Ich kann nichts offen liegen lassen. Und die Erzieherinnen haben ihre Lieblinge, doch zu denen gehöre ich nicht!“ Er macht eine Pause, Irina sieht, wie die Kaumuskeln in seinem Gesicht arbeiten. „Warum regst du dich denn so auf, ich bin nicht deine Erzieherin!“ – „Hä, hä, sehr witzig, Fräulein. Da müssten Sie auch mindestens achtzehn sein!“ Irina mag die Art nicht, wie er redet. Es klingt hart und böse. Sie hat jetzt noch mehr Angst als vorher. „Wenn du mich vergewaltigen willst, bring ich dich um!“ – „Bist du verrückt? Wie kommst du denn darauf? Seh ich etwa aus wie jemand, der Jungfrauen vergewaltigt, die erst fünfzehn sind?“ – „Fast sechzehn! Und warum eigentlich nicht? So was sieht man keinem an der Nasenspitze an!“ Seine Kaumuskeln arbeiten wieder. „Würdest du mit mir abhauen?“, fragt er plötzlich. „Wie bitte?“

„Würdest du den Mut haben, mit mir hier wegzugehen, in eine unbekannte Zukunft?“ Irina erschrickt. Sie hatte diesen Gedanken schon so oft. Aber wohin sollte sie denn gehen? Und was würde dann aus der Mutter? Sie sagt leichthin: „Vielleicht? Kommt darauf an wohin ...“ Karlchen schweigt. Nur seine unruhigen Augen und die Bewegungen der Kaumuskeln in seinem Gesicht verraten, dass er angestrengt nachdenkt.

Mit einem Mal fällt ihr ein, dass die Mutter sie vielleicht mit der Polizei suchen lassen könnte, aus Angst, es könnte ihr etwas passiert sein. Und wenn ihr nun etwas passiert ...? Sie beobachtet Karlchen. Er sieht auf den Boden, weicht ihrem Blick aus. „Schade, dass du kein Vertrauen zu mir hast. Aber wer traut schon jemandem aus dem Heim.“ Dann springt er plötzlich auf und läuft los. „Warte!“ Irina läuft hinter ihm her, holt ihn ein. Sie durchstreifen noch einmal das ganze Theater. Inzwischen ist es kurz nach Mitternacht. Sie finden auch diesmal kein Telefon. „In den Büros ist sicher eins, aber da müssten wir eine Tür aufbrechen!“ – „Nein, das lassen wir lieber. Sonst halten die uns noch für Diebe!“

Sie gehen zurück zu der kleinen Bar im Foyer. Knabbern Salzstangen, trinken Apfelsaft. Dann holt Karlchen die Gitarre, spielt und singt. Er hat eine raue, aber sympathische Stimme. „Hier, jetzt bist du dran!“ Mit einer energischen Geste hält er Irina die Gitarre hin. Irina zögert, sie ist müde und nervös, ihre Lieder findet sie jetzt gar nicht passend, sie sind nicht so kräftig und rockig wie seine. Aber er besteht darauf, etwas von ihr zu hören. Da spielt sie das „Warten im Regen“, in dem die Regentropfen am Schluss als Flageolett-Töne gespielt werden. „He, das ist toll, wie machst du das mit den Tropfen noch mal?“ Irina zeigt es ihm. Als sie sich über ihn beugt, um ihm den Finger auf die richtige Stelle der Gitarrensaite zu setzen, spürt sie ein seltsames Kribbeln. Auch Karlchen muss etwas gespürt haben. Er sieht sie immer wieder an. Will es noch mal und noch mal gezeigt bekommen, versteht es angeblich nicht. Immer wieder beugt sich Irina zu ihm herüber und spürt seinen Atem und das Kribbeln. Da streichelt er ihren Arm, dann ihren Hals. Es ist schön, dieses Streicheln. Sie schließt die Augen. Er zieht sie auf seinen Schoß, sie sitzen auf einer kleinen Treppe. Dann krabbelt er mit seinen Fingern langsam ihren Bauch entlang, schiebt sie unter

ihren Pullover. „Du, ich mag dich sehr!“ Irina antwortet nicht. Aber sie lässt ihn gewähren.

Während er ihre Brust streichelt, küsst er sie, und da ist es schon wie Fliegen. Sie lässt seine Zunge in ihren Mund, saugt daran, lässt ihre in seinen Mund gleiten. Bis jetzt haben die albernen Kussversuche in der Schule sie meistens geekelt, aber jetzt ist es einfach nur schön. Draußen kreischen die letzten Straßenbahnen in ihren Kurven, als Irina mit Karlchen ihre Lust entdeckt. Sie schlafen nicht miteinander, streicheln und küssen und schlecken nur. Die ganze Nacht lang.

Es wird hell. Das Kreischen der ersten Bahnen holt Irina zurück in die Angst. Langsam ziehen sie sich an. Eine halbe Stunde später kommen die Putzfrauen.

„Was ist denn hier los, ihr seid ja wohl völlig verrückt ...!“ Empört setzen die Frauen Eimer und Schrubber auf den Boden und stemmen die Arme in die Hüften, ziehen die Brauen hoch. „Wir konnten nach der Probe nicht raus, wir waren eingesperrt, und in dem ganzen Schuppen hier gibt es nirgendwo ein Telefon!“ Das mit dem „Schuppen“ hätte Karlchen lieber nicht sagen sollen, denkt Irina, da haben sie, vier an der Zahl, Irina und Karlchen schon umringt. Verständigen sich vielsagend mit Blicken, dann sagt eine von ihnen: „Mensch, da habt ihr aber Glück gehabt, was? Jetzt haut aber ab! Na los, raus mit euch, nach Hause oder in die Schule!“ Sie kichern hinter ihnen her, als sie Hand in Hand mit ihren Gitarren davonziehen: „Hoffentlich war es schön bei uns!“ Und wie, denkt Irina. Wenn ihr wüsstet.

Zu Hause sitzt die Mutter in der Küche, sie hat die ganze Zeit gewartet. Ihre Augen sind rot verweint. Irina erzählt, dass sie die ganze Nacht Lieder gesungen hätten, bis die Putzfrauen kamen. Es ist fünf Uhr morgens, sie kann noch knapp zwei Stunden schlafen, bis sie zur Schule muss.

Irgendwann will sie Karlchen im Heim besuchen, verschiebt es aber immer wieder von einer Woche auf die andere. Sie hat Angst, dass er sie wieder fragt, ob sie mit ihm weggehen würde ... Es gelingt ihr nicht mehr, ihn wiederzusehen. „Ist abgehauen, zu seinem Vater nach dem Westen!“, sagen Doris und Frank, die beiden Leiter der Singegruppe. Irina ist traurig. Sie hat ihn im Stich gelassen. Vielleicht wäre er noch hier, wenn sie sich mehr um ihn gekümmert

hätte. Jedenfalls hat sie niemandem von seinen Plänen erzählt. Sie wird nie wieder etwas von ihm hören.

Die Abschlussprüfungen lassen bald darauf all ihre Erinnerungen an ihn verblassen. Irina will sich verbessern, in Mathe und Biologie. Sie lernt viel, gerade für Biologie – doch in der Prüfung versagen ihr die Nerven. Der Direktor nimmt sie zur Seite: „Fräulein Herrndorf, was ist das nur, im Unterricht sind Sie so gut, wissen sehr viel, können sich auch hervorragend ausdrücken, aber in der Prüfung bauen Sie – pardon – schlichtweg Bockmist! Was ist denn da bloß mit Ihnen los?“

Was soll sie darauf sagen? Würde der Genosse Direktor es verstehen, dass sie immer, wenn etwas wie eine Prüfung droht, einfach aus irgendeinem Grund in Panik gerät? Vielleicht, wenn sie mehr erzählen würde, von zu Hause, von der Tyrannei des Vaters, seinen Verwünschungen und Schlägen? Doch das kann und will sie nicht. Der Direktor würde es wahrscheinlich dem Lehrerkollektiv mitteilen, eine Einladung an die Eltern zu einem Gespräch wäre die Folge ... Dafür ist es jetzt sowieso zu spät. In ein paar Monaten ist sie fertig mit dieser Schule, nur noch ein paar Prüfungen, die Zeugnisübergabe – dann wird sie die Facharbeiterausbildung mit Abitur beginnen. Sie hofft nur, die anderen Prüfungen würden ihr leichter fallen als diese unsägliche in Biologie.

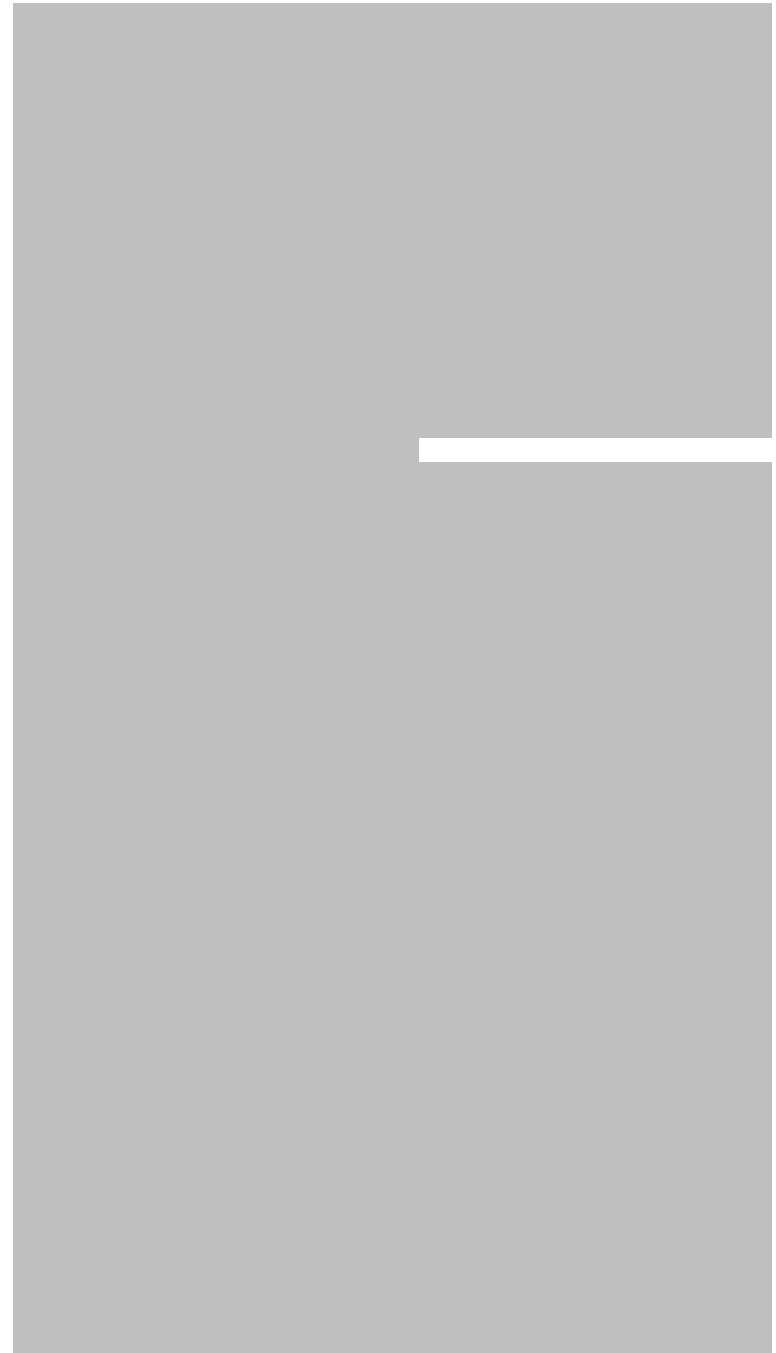
Biologie war ihr Lieblingsfach, sie wollte unbedingt auf eine „1“ im Zeugnis kommen. Wochenlang hatte sie gepaukt, sich mit den kompliziertesten biochemischen Kreisläufen beschäftigt, mit der Entwicklung des Menschen vom Australopithecus über den Homo erectus bis zum Homo sapiens. Sie hätte, ohne zu erröten, über die menschliche Fortpflanzung referieren können, vom Eindringen des Spermiums in die Eizelle bis zum Embryo; sie hätte alles über Ontogenese und Phylogenese gewusst, hätte den menschlichen Körper in all seinen Einzelteilen erklären können mitsamt den lateinischen Bezeichnungen. Nur eines hatte sie nicht gelernt: die verschiedenen Methoden der Pflanzenbestäubung. Genau darauf zielten aber die Fragen auf dem Blatt Papier, mit dem man sie in das als „Vorbereitungsraum“ bezeichnete Kabuff schickte. Und nicht genug damit, dass sie die Lektionen über Wind-, Fremd- und Eigenbestäubung der Pflanzen nur mühselig aus den Tiefen ihres Gehirns hervorholen

konnte – zu allem Unglück musste sie auch noch eine winzige Lupinenblüte sezieren und deren Bestandteile benennen! Ihre Hand, in der sie die winzige Pinzette hielt, zitterte und sie konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Ihre Gehirnzellen schienen zu Protozoen und waberndem Plasma zu mutieren, es lief ihr aus den Augen, aus der Nase. (Erst sehr viel später bringt sie den Umstand, dass sie Pollenallergikerin ist, mit der seziierten Blüte in Verbindung; in den Monaten Mai, Juni und Juli leidet sie ganz besonders darunter, das war genau die Zeit, als die Prüfungen stattfanden.)

Die Kommission war ratlos. Voller Kummer schaute die Biologielehrerin sie an. Nein, da war beim besten Willen nichts mehr zu machen.

Noch als Erwachsene wird Irina blaue Lupinen hassen und einen Bogen um sie machen, als wären sie tödlich giftig.

Vielleicht war dieses Erlebnis der Grund, warum sie nicht Biologin wurde. Vielleicht fand sie aber auch das Sezieren der toten Frösche und der ekelhaften, glitschigen Kuhaugen zu abstoßend, von denen die Mitschüler ihr zu allem Überfluss auch noch eins in die Tasche steckten.





25. Sünde

Die Mutter sagte dieses Wort oft. *Sünde* war zum Beispiel, Erdbeertorte mit einem riesigen Berg Schlagsahne zu essen, wie es sie immer bei Marion am Sonntagnachmittag gab. Oder eine einfache Schnitte Brot, mit Butter und Wurst belegt. Für Irina ist Sünde immer etwas sehr Schönes gewesen, etwas, wovon man nicht genug bekommen kann. Auch Bananen gehören unbedingt dazu. Allerdings lernte sie gerade an diesen, dass Sünde auch zu Übelkeit führt, wenn man es übertreibt. Das war im Sommer des Jahres 1964, als Irina, damals gerade 12 Jahre alt, an einem Ferienlager für französische und deutsche Kinder in der Nähe von K. teilnehmen durfte. Im Lager gab es reichlich und gut zu essen, auch Bananen. Doch beim Empfang durch den Bürgermeister zum Abschluss des Lagers warteten wahre Berge davon in riesigen Schüsseln auf die Teilnehmer. Während der Bürgermeister die deutsch-französische Freundschaft ausgiebig würdigte, konnte Irina sich nicht mehr beherrschen. Während sie so tat, als würde sie nach ihren Schuhen sehen, stopfte sie unter der Tischkante eine Banane nach der anderen in sich hinein, bis die Schüssel fast leer war. Dann wurde ihr übel.

Später bestätigten weitere Ereignisse, dass Sünde etwas Verlockendes ist, das erst Genuss und Vergnügen, dann aber sehr schnell große Unannehmlichkeiten bereitet, die sich mit den Augenblicken des Entzückens nicht aufwiegen lassen. So ergeht es ihr beispielsweise ein paar Jahre später im Arbeitszimmer des Parteisekretärs der Hochschule, wohin die Studentin der Chemie im ersten Studienjahr und Kandidatin der Partei, Irina Herrndorf, bestellt worden ist. Irina hat einen Antrag auf Hochschulwechsel gestellt. Ihr ist klar, dass es kein angenehmes Gespräch werden wird. Aber sie hat keine Wahl – sie ist schwanger, will heiraten – einen Maschinenbaustudenten. Es ging alles sehr schnell, nachdem sie sich in ihn verliebt hatte. Er stand auf einer Bühne und probte mit einer kleinen Gruppe von Leuten das Lied „Le orange“ von Gilbert Bécaud. Es klang für Irina genau so wie das berühmte Original, und er trug eine Baskenmütze und hatte einen rabenschwarzen Schnauzbart. Diese raue Stimme, dieses urwüchsige Temperament zogen Irina in ihren Bann ... Erst nachdem sie schon heillos verliebt war und sie sich bereits mehrfach getroffen hatten in seinem kleinen Studentenzimmer, das er mit zwei Vietnamesen teilte und in dem es ständig penetrant nach Knoblauch roch, erfuhr sie, dass er auch noch einen französischen Pass besaß. Irina staunte, begriff das erst mal gar nicht. Wieso konnte er einen ausländischen Pass haben, wenn er doch in der DDR lebte? Allmählich wurde ihr klar, dass es wahrscheinlich Ärger geben würde. Aber da war es bereits zu spät. Sie liebte seinen leichten französischen Akzent, seine Erzählungen über Frankreich. Und jetzt war sie im fünften Monat schwanger ... „Wie denkst du dir denn das, Genossin? Du willst so einfach mir nichts, dir nichts die Hochschule wechseln? Willst außerdem gleich im ersten Studienjahr ein Kind kriegen? Weißt du nicht mehr, dass ein Studium für eine Genossin oder einen Genossen ein Parteiauftrag ist?“

Der Sekretär macht eine bedeutungsschwere Pause und heftet seinen Blick auf Irinas Bauch. „Dir ist doch wohl klar, dass wir das nicht genehmigen müssen, Genossin. Schon gar nicht ohne Gegenleistung! Du hättest dir gewisse Vergnügungen für später aufheben sollen, dann könnten wir jetzt über ganz andere Dinge sprechen! Wirklich sehr enttäuschend, Genossin Herrndorf. Wir hatten so viel mit dir vor!“

Sie erklärt noch einmal geduldig, dass sie mit ihrem Mann zusammen nach H. gehen müsse, da er dorthin nach Abschluss seines Ingenieurstudiums vermittelt worden sei und sie sonst mit dem Kind allein dastünde, weil ihre Eltern krank seien und sie nicht unterstützen könnten und sie dann das Studium abbrechen müsste. Der Mann mit dem Parteiabzeichen am Revers ist um die Fünffzig, die Schläfen seines dunklen, schütterten Haars sind grau, er trägt eine starke Brille, hinter der kleine Schweinsäuglein böse funkeln. Er sitzt zurückgelehnt in einem großen hässlichen Sessel hinter einem riesigen Schreibtisch. Hinter ihm hängt ein Bild von Erich Honecker, dem neuen Staats- und Parteichef. Jetzt beugt der Sekretär sich leicht nach vorn, zieht die linke Augenbraue hoch und zischelt süffisant: „Also ich will offen mit dir sein. Es ist uns bekannt, dass du einen Bürger des kapitalistischen Auslandes ehelichen willst ...“ (Wieder macht er eine bedeutungsvolle Pause) „... und du meinst, damit kommst du durch, weil du dich von ihm schwängern lassen hast ...?“

Irina ist rot geworden. Mit dieser Direktheit hat sie nicht gerechnet. Sie will einwenden, dass ihr zukünftiger Mann kommunistische Überzeugungen habe und einen deutschen Vater, der in der Nazizeit nach Frankreich emigrierte, weil er Kommunist war; dass er dort in der *Resistance* gegen die Faschisten kämpfte, sogar inhaftiert wurde und nach dem Krieg dort blieb wegen einer Frau, die er liebte, mit ihr ein Kind zeugte, ihren zukünftigen Mann ... Sie kommt nicht dazu. Der Parteisekretär erstickt jeden ihrer Erwidierungsversuche im Keim und macht ihr schließlich deutlich, dass ihre Aussage zum Thema hier nicht gefragt ist. Irina begreift. Sie hat keine Chance. Hier gibt es keine Zeugen, die Unterredung findet unter vier Augen statt. Es wird ihr keiner glauben, sie glaubt es ja selbst kaum.

„Wie stellst du dir das überhaupt vor? Die Universität in H. hat genauso wenig Platz für Studentinnen, denen Kinderstillen und Strümpfhäkeln wichtiger ist als das Lernen! Du hattest einen politischen Auftrag, und du hast ihn über deinem Spaß vergessen!“ Sie spürt Übelkeit, die nicht unbedingt etwas mit ihrer Schwangerschaft zu tun hat. Am liebsten würde sie diesem Kerl sagen, dass er in ihren Augen ein verachtenswerter mieser Schädling ist, dass er der Verräter ist und nicht sie, dass Rosa Luxemburg niemals so mit Menschen umgegangen wäre. Oder ihm auf den hässlichen

Bonzenschreibtisch kotzen. Sie schweigt. Es gelingt ihr nicht, sich nicht schuldig, verdorben und sündig zu fühlen. „Ich mache dir ein Angebot, Genossin. Wir sind keine Unmenschen, schließlich waren wir ja auch mal jung und verliebt ... (Er starrt auf ihre Brüste) ... und haben Kinder gemacht.“ (Er grinst.) „Wenn du also ab dem nächsten Studienjahr in H. weiterstudieren willst, wenn wir dir also eine Genehmigung zum Hochschulwechsel und eine Empfehlung an die dortigen Genossen erteilen sollen, dass sie dich weiterstudieren lassen, dann erwarten wir von dir eine aktive Mitarbeit in den hier noch verbleibenden Monaten. Dann erwarten wir konkrete Berichte, was unter den Kommilitonen in deiner Umgebung diskutiert wird. Nenne uns Namen von Studenten, die feindlich gegenüber der Partei und der Staatsführung der DDR und dem Sozialismus eingestellt sind, die unterwanderndes Gedankengut oder provokante Vorschläge äußern ... Du weißt, was ich meine. Leiste du deinen Beitrag zum Schutz und zur Stärkung der Republik, dann kann die Partei einen Beitrag zu deinem persönlichen Glück leisten. Das wird doch wohl nicht zuviel verlangt sein, oder?“

Sie hätte es wissen müssen. Wie soll sie sich aus dieser Falle herauswinden? Es ist völlig klar, dass sie erst einmal auf seinen Vorschlag eingehen muss. Was sie dann tun würde, wäre eine ganz andere Sache. Sie muss die Chance bekommen, mit ihrem Mann und ihrem Kind zusammenzusein und ihr Studium zuende zu bringen. In H. würde sie sicher auf vernünftiger Leute treffen als hier in diesem miesigen F., dort würde sie diese miese Erpressung zur Sprache bringen. Dir soll es schlecht ergehen, du Ratte, denkt sie und antwortet kühl, aber höflich: „Einverstanden, Genosse Parteisekretär!“ Sie ist unendlich froh, aus diesem Zimmer wieder heraus zu sein. Und dass sie nichts unterschreiben musste. Das war *dein* Fehler, stalinistischer Mistkerl. Du kannst lange auf meine Berichte warten. Es war Krieg; an diesem Ort hätte sie schon begreifen können, dass er nicht nur auf Hochtouren lief, sondern eigentlich schon verloren war.

Im Studentenwohnheim, in dem Irina sich für fünfzehn Mark Miete im Monat mit drei anderen Mädchen ein Doppelzimmer teilt – bestehend aus je einem winzigen Arbeits- und Schlafräum, so dass eigentlich immer zwei von ihnen schlafen müssen, wenn die

anderen beiden lernen wollen – erwartet sie nach ihrer Rückkehr eine unangenehme Überraschung. Die Kerle aus dem Erdgeschoss haben aus dem Kühlschrank der Frauen-Gemeinschaftsküche im ersten Stock, den man nicht abschließen kann, sämtliche Lebensmittel geklaut, und es ist Wochenende. Die Mädchen haben also nichts zu essen für zwei Tage. Sie sind empört. Was sollen wir jetzt bloß machen?

Irina geht kurzentschlossen nach unten, in die Gemeinschaftsküche der Männer. Niemand ist da. Sie öffnet den Kühlschrank und entdeckt ihre angefangene Leberwurst. Mit verschiedenen Käse- und Wurstpäckchen sowie ein paar Büchsen kommt sie wieder nach oben. „So, das reicht für Samstag und Sonntag!“

„Mensch, bist du aber mutig. Wenn die dich nun erwischt hätten?“ – „Ich bin schwanger.“ – „Was?!“ Die Mitstudentinnen sind platt. – So was, mitten im ersten Studienjahr! Das bedeutet eigentlich das Aus, es gibt noch keine Studentinnen mit Kindern, die Wohnheime sind dafür nicht eingerichtet, die Studienpläne völlig unflexibel. Schließlich gibt es ja die Pille oder eine Abtreibung für solche Fälle. Irina weiß genau, was die Mädchen denken. „Jetzt macht mal nicht so ein Gesicht! Ich werde weiterstudieren und euch vorerst erhalten bleiben! Und ich werde auch noch studieren, wenn das Kind geboren ist, ihr werdet sehen! Und jetzt kochen wir uns was Leckeres von den Vorräten der Herren der Schöpfung. Die sollen nicht denken, wir wären zu blöde, uns zu wehren. Wenn sie aufmucken, wenn sie uns verpfeifen wollen, verpfeifen wir sie auch. Die werden den Teufel tun ... Und an mir als schwangerer Frau werden sie sich ja wohl nicht vergreifen, oder was?“ Die scheue, brünette Cordula sieht sie bewundernd an und haucht: „Irre, du bist echt Klasse!“ Sie meint es tatsächlich ernst.

Teil II

DER KRIEG, DER TOD, DIE LIEBE

1. Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder

Der kleine Junge läuft mitten durch die Wiese, umgeht geschickt Erdhügel und Disteln, balanciert gewandt auf einem Baumstamm. Er liebt den Geruch der Blumen und Gräser, den Geruch des Waldes. Die Taschen seiner kurzen Hose beulen sich von gesammelten Schätzen: Schnüre, Kieselsteine, vom Wasser des Bachs glatt geschliffene Holzstücke, ein großer blauer Knopf, eine Schraube, eine leere Patronenhülse. Den schönsten Fund des Tages jedoch brachte er in einer kleinen Schachtel unter, die er vorher sorgfältig mit weichen Blättern ausgepolstert hat – trägt sie nun behutsam in der Hand. Dieser Fund ist ein schwarz, gelb und rot gefleckter Feuersalamander. Er weiß Bescheid – Feuersalamander sind geschützte Tiere, der Lehrer hat gesagt, es gibt nicht mehr viele davon. Seit zwei Wochen schon war der Junge auf der Jagd nach einem solchen seltenen Exemplar. Heute hat es endlich geklappt. Er will ihm ein schönes Terrarium einrichten. Im Garten hinten, wo es keiner so schnell entdecken würde. Doch in die Freude des Jungen mischt sich Sorge. Wie soll er das Tierchen nur an den Eltern vorbei in die Wohnung bringen? Er setzt sich am Waldrand auf einen Baumstumpf. Vorsichtig schiebt er den Deckel der Schachtel ein kleines Stück auf. Alles in Ordnung. Der Junge setzt die Schachtel sanft neben sich auf den Baumstumpf und holt alles aus seinen Taschen. Da ist das Fahrtenmesser, das sein Vater ihm zu seinem zehnten Geburtstag geschenkt hat und mit dem er die Blutsbrüderschaft mit Johann, seinem Freund aus dem Nachbarhaus, besiegelte durch einen Schnitt in den Unterarm ... Sie sind zusammen in der Hitlerjugend. Früher war er bei den Falken, der linken Arbeiterjugendgruppe, doch der Vater meinte vor einer Weile, es wäre Zeit das zu ändern. Das macht ihn traurig. Es war schön bei den Falken, er mochte die Lieder am Lagerfeuer, hatte dort gute Freunde, die jetzt nicht mehr mit ihm sprechen und ihn hänseln. Gleichzeitig verspotten die von der Hitlerjugend die Falken-Jungen, wenn sie ihnen begegnen. „Hey, Rothäute, was gibts zu Mittag? Geschlachtete Großmutter oder Schlangenfraß? Ha ha ha!“ Und dann schreien die Falkenjungs zurück: „Ihr dämlichen braunen Arschgesichter frisst bestimmt Scheiße, dass ihr so braun seid!“ Schon ein paar Mal hat es Keilereien zwischen ihnen gegeben. Da war er immer sehr in

Verlegenheit, denn er wollte seine alten Freunde eigentlich nicht verprügeln. Irgendwie versteht er es nicht, warum die sich gegenseitig so hassen. Er erklärt es sich damit, dass etwas zwischen den Vätern passiert sein muss, die ihren Zorn und Hass an die Kinder weitergegeben haben. Großvater erzählt manchmal, wie sie früher streikten auf der Hütte, und dass sie sich dann mit denen geprügelt haben, die weiterarbeiten wollten. Die Streikposten – das waren die Roten von den Sozialisten. Aber die Partei von Hitler heißt doch auch sozialistisch ...? Rot oder braun, das ist doch Quatsch, sind doch alles nur Jungen! Oder Mädchen. Mädchen ... Die sind überhaupt in letzter Zeit viel interessanter geworden für ihn. Aber das verrät er den anderen nicht, denn die finden Mädchen doof. Es gibt ein paar, die ihm sehr gut gefallen, die überhaupt nicht dumm sind, zum Beispiel die Luise. Sie kann am schnellsten von allen rechnen. Und sie kann so schön lesen und Gedichte aufsagen. Auswendig! Dafür braucht sie nur eine Stunde, sagt sie, dann kann sie es. Aber am besten gefallen ihm ihre Augen, ihr Mund und ihr langer blonder Zopf. Er sitzt zu weit weg von ihr, vielleicht könnte er ja im nächsten Jahr ...

Sein Blick fällt auf den dunkelroten, schon recht tiefstehenden Sonnenball am Horizont. Er muss sich beeilen.

Kurzentschlossen trennt er sich von einigen Steinen und Holzstücken und hat so genug Platz in seiner Hosentasche, um die Schachtel mit dem kleinen Reptil darin zu verstauen. Dann geht er los, den Weg an der Judensiedlung vorbei, und ist stolz auf sich, denn so spart er mindestens zehn Minuten. Dass es ihm verboten ist, diesen Weg zu gehen, weiß er natürlich. Doch wenn er sich an alle Verbote des Vaters halten würde, wäre das Leben nicht mal halb so schön. Er summt sein Lieblingslied: „Wilde Gesellen vom Sturmwind durchweht, Fürsten in Lumpen und Loden / Zieh'n wir dahin bis das Herze uns steht / Ehrlos bis unter den Boden / Wenn uns der eigene Bruder verlacht / Uns geht die Sonne nicht unter ...!“ Zufrieden mit sich und dem Schlagsahnewolkenhimmel über seinem Kopf ahnt er noch nicht, was ihn zu Hause erwartet.

Der Vater, der ihn wenig später an der Tür in Empfang nimmt, ist offensichtlich sehr schlecht gelaunt. Sein Gesicht ist gerötet, er hat schon ein paar Bier getrunken, das riecht man. Er ist noch nicht umgezogen, hat noch die Feuerwehruniform an. Der Junge will

sich schnell an ihm vorbeidrücken und erst einmal in sein Zimmer huschen. Wenn der Vater sich dann wäscht und umzieht, könnte er in aller Ruhe den Salamander im Garten verstecken. „Halt, stehen-geblieben!“ Der Vater baut sich vor ihm auf. Er ist schrecklich groß und sieht furchteinflößend aus, wenn er ihn mit diesem gereizten, leicht glasigen Blick mustert. „Zeig mal deine Hosentaschen und deine Hände her!“ Das Herz des Jungen macht einen Satz. Nachdem er eine kleine Blindschleiche in die Wohnung zu schmuggeln versucht und die Mutter ihn dabei erwischt hatte, war sie sofort zum Vater gelaufen und klagte, dass sie in Zukunft von derartigen Mitbringenseln verschont bleiben möchte. Er versucht, die Schachtel in der linken Hand zu verbergen und legt die Kieselsteine und das Taschenmesser vor dem Vater auf die Kommode. „Hm. Und was ist da drin?“ Er deutet mit gerunzelten Augenbrauen auf die geschlossene linke Hand. „Äh, öh ...“ – „Aufmachen, aber ein bisschen dalli!“ Es gibt kein Entrinnen mehr. „Bitte, bitte tu ihm nichts!“ Vorsichtig öffnet er die kleine hölzerne Schachtel, worin der verängstigte Lurch nur darauf wartet, wieder in Freiheit gesetzt zu werden. Dann geht alles blitzschnell. Das Tier landet mit einem Sprung genau auf dem Unterarm des Vaters, der sich auf die Kommode gestützt hat, um besser in die Schachtel sehen zu können. „Verdammte Sauerei!“ Die kleine Echse ist mit ungewöhnlicher Schnelligkeit am Arm des Vaters entlangehuscht und in seinem offenen Hemd verschwunden. Der Vater brüllt und reißt sich das Hemd vom Leib, so dass die Knöpfe in alle Richtungen springen. Der Salamander hat keine Chance. Als er sich von dem Schock des Aufpralls auf dem Fußboden erholt hat, kann er gerade noch seinen Kopf in Richtung Tür bewegen. Dann haucht er unter dem Fuß des wütenden Feuerwehrhauptmanns sein Leben aus. „Nein!“ Schluchzend steht der Junge neben dem toten Salamander, angeekelt und wutentbrannt brüllt der Vater. „Schafft mir diese Sauerei aus den Augen!“ Die Mutter versucht es mit Kehrbesen und Kehrblech, doch der Salamander ist durch den Stiefeltritt mit dem Teppich verschmolzen. Schimpfend kratzt sie ihn mit einem Spachtel ab. „Du ... Du hast ihn umgebracht!“ Die Augen des Jungen funkeln. „Ich werde es meinem Lehrer sagen, Salamander sind geschützte Tiere ...!“ Das ist zu viel, dem Vater reißt die Geduld. Der Junge spürt die Schläge nicht, er spürt nur noch seinen Hass.

Von der Lederpeitsche wird er noch öfter rote Striemen auf Po und Rücken haben, in der Schule öfter fehlen deshalb. Ganz schlimm aber wird es, wenn der angetrunkene Vater den ledernen Gürtel mit der großen Metallschnalle aus den Schlaufen seiner Feuerwehrhose zieht. Danach ist Gerd Herrndorf manchmal tagelang krank.

Niemals wird der Junge das mit dem Salamander vergessen. Er wird es seiner Tochter nicht erzählen, wird ihr stattdessen beibringen, die Tiere zu lieben, auch die Käfer, Schlangen, Spinnen. Wird sie ihr zeigen, auf ihre Hand setzen, sie über ihren Arm laufen lassen. Es ist die Großmutter, die es ihr erzählt, die so nach und nach die Familiengeschichte vervollständigen wird. Ihr Gerd war so ein neugieriger Junge, brachte alles Mögliche mit nach Hause in seinen Taschen, so verrückt war der, ja.

„Dass der Herrndorf ihn so prügeln musste ... Sogar mit dem Ledergürtel ... Das war, weil der als völlig veränderter Mensch aus dem Krieg in Frankreich zurückgekommen war ... Danach war der ganz schrecklich zu den Jungs und mir, wollte auf einmal so Sauereien machen, und als ich mich geweigert hab, da hat er sogar mich geschlagen ...“ Sie hat sich scheiden lassen von ihm – nach dem zweiten Krieg. Und den Vater von Irinas späterer Mutter geheiratet ... Doch dazwischen liegen viele Tage und Nächte voller Liebe und Zorn, und die Tage und Nächte des Krieges.

2. Das Begehren

Ein Foto: Eine junge Frau sitzt in einem Kahn. Sie hat schulterlanges dunkles Kraushaar, hält die Paddel ins Wasser getaucht, sieht direkt in die Kamera. Das Boot liegt im übermannshohen Schilf, das wie eine schützende Mauer hinter ihr aufragt. Der Fotograf muss direkt davor im seichten Wasser gestanden haben. Sie lächelt ihn an. Er heißt Manfred, die Mutter erzählt ihrer Tochter eines Tages von ihm, er war ein guter Freund ihres Mannes ... Der trug ihm auf, sich um seine junge Frau Verena und die zwei kleinen Kinder zu kümmern, als er nach Russland an die Front musste. Manfred ist nicht an der Front wie der Offizier der Wehrmacht Karl Reidel, ihr Ehemann. Manfred bekommt Sonderaufträge im

Hinterland, ist mit einem Motorrad unterwegs. Manchmal hat er zwischendurch Zeit, sie zu besuchen. In den letzten Wochen kommt er häufiger, bringt immer irgendetwas für die Kinder mit. Es gibt ja nichts Gescheites mehr zu kaufen, und die meisten ihrer Wertgegenstände sind bereits bei dem einzigen Bauer im Ort, die sie bei ihm gegen Nahrungsmittel eingetauscht hat. Die Zeiten werden immer schwieriger, je länger der Krieg dauert. Aber jedesmal findet Manfred irgendetwas, um ihr und den Kindern eine Freude zu machen: Spielzeug, einen Kuchen, Obst, etwas zum Anziehen. Anfangs hat sie das nicht annehmen wollen. Doch es ist ja vor allem für die Mädchen, und seine Geschenke zurückzuweisen, bringt sie einfach nicht fertig, wenn er sie mit seinen blauen Augen anstrahlt.

„Wann, sagst du, kommen die Mädchen von dem Ausflug zurück?“ Sie spürt bei seiner Frage ein Kribbeln im Bauch, und sie muss sich eingestehen, diese Situation schon lange ersehnt zu haben. Manfred würde heute nicht sofort wieder abfahren; und nicht ganz zufällig hat sie die Kinder mit Tante Elfi nach D. geschickt, unter dem Vorwand, dass sie an einem Lehrgang für Luftschutzhelferinnen teilnehmen müsse.

Leise antwortet sie: „Morgen Nachmittag ...“ Sie sehen sich stumm an, Verenas Puls geht eine Spur zu schnell. Zwei Jahre sind eine lange Zeit, Zeit genug, um Gefühle zu entdecken, die ihr in Friedenszeiten unbekannt waren. Als sie ihren Mann heiratete, war sie achtzehn. Damals wusste sie noch nichts vom Begehren, nichts davon, wie kompromisslos man sein kann, um es zu erfüllen, wenn man die Zerbrechlichkeit des Lebens erfahren hat. Inzwischen ist die Welt aus den Fugen, nichts ist mehr sicher. Morgen schon könnten sie alle tot sein. Beinahe täglich kommt es zu Bombardierungen, die Front rückt näher. Manfred weiß nicht, wann er eingezogen wird, morgen, übermorgen, heute. Auf seinem Motorrad kann ihn jederzeit ein Tiefflieger erwischen. Vielleicht haben sie ja nur diese eine Nacht ... Ja, sie liebt diesen blonden Manfred, diesen waghalsigen, übermütigen Burschen. Der ihre kleinen Töchter hoch in die Luft wirft und wieder auffängt, dass sie jauchzen vor Freude, und mit ihnen fantastische Drachen aus Stoffresten, Papier und Stöcken baut, die sie in den Wiesen am See steigen lassen. Der ausgelassen mit ihnen um die Wette rennt und kurz vor dem Ziel gut gespielt

zusammenbricht, damit sie gewinnen. Ihm merkt man seine Sorgen nicht an, nie ist er bedrückt oder schlecht gelaunt. Es fällt ihm immer etwas ein, wenn es ein Problem gibt. Wenn er da ist, wird alles mit einmal so leicht. Mit ihm hätte sie keine Angst, vor gar nichts, niemals. Nicht einmal, wenn sie sterben müssten. In diesem Moment ist ihr klar, dass sie ihren Mann verlassen wird, wenn der Krieg vorbei ist.

Manfred paddelt ruhig und gleichmäßig, lässt den Blick über den See schweifen. Verena glaubt zu spüren, dass er Ähnliches denkt wie sie, dass er diese Friedlichkeit, scheinbare Sicherheit des Augenblicks vor dem Hintergrund einer unberechenbaren Zukunft genießt; nicht ohne sie immer wieder aus seinen Augenwinkeln zu betrachten und sie anzulächeln. Er pfeift eine Melodie vor sich hin: „Wochenend‘ und Sonnenschein“ von den *Comedian Harmonists*. „Mehr brauch ich nicht zum Glücklichein ...!“ Verenas klarer Mezzosopran schwebt in der Abendluft. Manfred lächelt verzaubert und hingerissen. „Komm rüber, ich rudere zurück.“ Als sie die Plätze tauschen, berühren sich kurz ihre Hüften. Ein warmer Strom fließt durch ihren Körper. Sie fassen sich an den Händen, er drückt die ihren so sehr, dass es schmerzt. Der Kahn schwankt, als Verena ihn wendet. Auf dem See sind kaum noch Boote unterwegs, die Sonne steht tief als Glutscheibe hinter dem Schilf. Ein Schwanenpaar kreuzt ihren Weg. Sie denkt an die Kinder, denkt an ihren Mann, der in diesem Moment vielleicht verwundet ist oder schon tot. Beschließt, in den kommenden Stunden nur noch Manfred zu sehen, ihn zu fühlen, ihn zu schmecken ... Eine warme Freude breitet sich in ihr aus.

Ein anderes Foto: Dieselbe Frau sitzt an einem Tisch, sie ist ganz in Schwarz gekleidet. Die geblümete Tischdecke passt nicht dazu und auch nicht zu ihrem traurig-leeren Gesicht. Ihre Tochter möchte wissen, weshalb sie auf diesem Foto so entsetzlich traurig aussieht, obwohl sie doch wunderschön ist.

Nie wurde diese Frage beantwortet. Die Tochter vergisst das Bild. Bis heute ...

Irina kniet auf dem Boden, schiebt die Fotografien vor sich auf dem Teppich hin und her. Sie erinnert sich an das, was die Mutter hier und da erzählt hat – versucht, die Bruchstücke zusammenzusetzen.

Und plötzlich erinnert sie sich daran, dass diese auch einmal davon sprach, ihr Freund sei verunglückt, mit dem Motorrad ...

Jetzt hat die Frau auf dem Foto keine Liebe mehr, die ihr Hoffnung geben könnte. Die Liebe und die Hoffnung sind gestorben – unendlich viele Male, immer aufs Neue. Auch noch nach diesem Tag, als sie glaubte, es könnte ihr nichts Entsetzlicheres mehr geschehen.

3. Treffer

Es ist ein ungewöhnlich heißer Frühlingstag. Die Sonne brennt unbeeindruckt von der Angst der Menschen vor der näherrückenden Front.

Verena ist mit den Mädchen im Garten. Sie plantschen in der großen Zinkbadewanne, spritzen sich gegenseitig Wasser ins Gesicht und quietschen vor Vergnügen. Gerade will Verena ihnen sagen, dass es für heute genug ist mit dem Badespaß – denn erfahrungsgemäß dauert es eine halbe Stunde, bis sie die beiden Nixen aus dem Wasser heraus hat und sie abgetrocknet und angezogen sind – da fangen die Sirenen an zu heulen. Fliegeralarm! Hastig holt sie die Kinder aus der Wanne und läuft mit ihnen ins Haus, nass wie sie sind. Kaum sind sie dort, setzt das *takkatakkatakk* der Flak ein; das bedeutet, die feindlichen Bomber sind nicht mehr weit entfernt. Verena versucht, die Ruhe zu bewahren. Es ist nicht der erste Alarm, den sie erleben. „Mami, wir haben Angst, Mami! Ist es schlimm? Mami!“ – „Es ist alles in Ordnung, wir müssen uns nur beeilen!“, sagt sie so beiläufig wie möglich. Doch ihre Hände zittern, der Schweiß bricht ihr am ganzen Körper aus.

Bis sie die beiden drei und fünf Jahre alten Mädchen angezogen hat, die verschreckt und zapplig sind, dehnen sich die Minuten. Inzwischen liegt über der Stadt ein tiefes Brummen. Endlich laufen sie los, Verena hat die kleine Krista auf dem Arm, Marion an der Hand. Der Luftschutzbunker in der nächsten Straße ist schon voll. Sie müssen weiter, zum großen Bunker am Gemeindeamt. Wäre sie doch nur früher losgegangen! Es kracht, dann zerschneidet mit schrillen Pfeifen ein Granatsplitter die Luft, dicht vorbei an ihrem linken Ohr. Die Kleine brüllt, dann fängt auch die Große an. „Mami

...!“ – Sie herrscht sie an: „Lauf, du musst laufen! Schneller! Los doch!“ Sie zerrt das weinende Kind hinter sich her. Endlich sind sie am Bunkereingang. Ein Mann zieht sie herein und schließt danach sofort die Tür. Es kracht ganz in der Nähe, der Boden bebt beängstigend. Der Keller ist überfüllt, die Luft riecht muffig und nach Schweiß. Es ist dunkel, nur eine Notbeleuchtung ist eingeschaltet. Jemand betet flüsternd, eine Frau weint leise.

Sie setzen sich auf den Boden, auf ein Holzbrett. Es ist gegen sechs Uhr abends.

Stunde um Stunde vergeht, sie spüren die Vibrationen der Einschläge um sie herum, unerträglich wird die Angst, viele weinen. Dann gibt es einen ohrenbetäubenden Knall. Jetzt ist es soweit, wir werden alle sterben, schießt es Verena durch den Kopf. Sie zieht ihre beiden Mädchen noch mehr an sich heran, legt sie auf den bebenden Bunkerboden, deckt sie mit ihrem Körper ... Auf einmal Kreischen von berstendem Metall, Schreie, etwas Schweres wird durch den Raum geschleudert und schlägt ganz in der Nähe der drei mit einem mörderisch mahlenden Geräusch auf. Es ist ganz still, dann ein Wimmern, erst leise, dann lauter, es schwillt an, verwandelt sich in lang anhaltendes, markerschütterndes Geschrei ... Plötzlich ein Luftzug, dann wälzt sich beißender Qualm herein, Tränen laufen Verena übers Gesicht, eine Sekunde später verkrampft sich ihre Brust und sie weiß nicht, kann sie nicht mehr atmen oder will sie nicht mehr? Der Lärm aus Husten, Schreien, Dröhnen und Weinen, vermischt mit dem Tackern der Flak und dem Geheul der Bomben macht Verena beinahe irrsinnig. Auch die Mädchen weinen jetzt immer lauter. Sie hält sich die Ohren zu und betet, da kann sie es plötzlich, so wie es ihre Mutter immer getan hat, Herr Jesus, bitte vergib uns, erlöse uns, steh uns bei, bitte lass uns das hier überleben! Sie murmelt es, bis sie von einem Weinkrampf geschüttelt wird. Dann ist es mit einemmal ganz still, eine schreckliche, gespenstische Stille. Doch es dauert nur wenige Herzschläge lang, bevor neue, noch entsetzlichere Laute aus dem verrauchten Dunkel kommen, qualvolles Stöhnen, Wimmern, Rufe nach der Mutter, dem Vater, Herrgott hilf uns. Jemand schreit: „Sanitäter!“, und seine Stimme überschlägt sich dabei. Langsam steigt der Qualm zur Bunkerdecke, man kann langsam wieder etwas erkennen. Verena blickt sich um und erstarrt: der hintere Teil

des Bunkers hat sich in ein Schuttfeld verwandelt. Wo gerade noch viele Menschen dichtgedrängt beieinander saßen, vielleicht zwanzig oder dreißig, liegen nun die Betontrümmer der Bunkerdecke. „Mein Gott ...“ Die Explosion hat die schwere Stahltür samt ihrer Verankerung herausgerissen und durch den Bunker geschleudert. „Iiuh ...!“ Etwas Klebriges liegt direkt vor ihren Füßen. Es ist ein blutiges Stück Menschenfleisch. Namenloses Grauen befällt Verena. Sie versucht, Marion die Augen zuzuhalten, drückt die kleine Krista mit dem Gesicht an ihre Schulter, nimmt schließlich auch Marion auf den Arm, sie sind unglaublich schwer, die Knie sind aus Gummi, wollen ihr nicht gehorchen. Doch sie schafft es, mit ihnen über die Leichenteile und wimmernden Verletzten zu steigen. Nur noch wie durch einen Schleier nimmt sie einen Körper ohne Kopf wahr, bevor sich Sterne auf sie herabsenken, so viele Sterne, deren Geflimmer ihr die Sicht nimmt, bis sie alle mit einem Schlag erlöschen. Im Zeitlupentempo geht sie zu Boden – ohne eines der Kinder loszulassen.

Als sie wieder zu sich kommt, liegt sie auf einer Trage, neben ihr Marion, auf ihrer Brust Krista. Sie leben, gütiger Himmel, Jesus und Maria, was haben sie für ein unglaubliches Glück gehabt.

Wieder hört Verena jemanden leise beten. Es ist der ältere Herr, den sie manchmal spazieren gehen sah in der Nähe ihrer Wohnung. Jetzt ist er ein verschmutzter Greis, er sitzt in seinen Exkrementen und es stinkt entsetzlich. Soldaten in braunen Uniformen schreien in einer fremden Sprache. Die Russen, mein Gott, das sind doch ... Sie erschauert. Die vergewaltigen doch jede deutsche Frau, die nicht schnell genug ein gutes Versteck finden kann! Das sind Untermenschen, primitive Tiere! Im Augenblick allerdings helfen sie hier den Sanitätern, die Verwundeten zu bergen ... „Chitlerr kapuut!“ – sie rufen es immer wieder. Verena begreift gar nichts mehr. Sie hat zwar ein paar Mal BBC gehört, aber dass die russische Front schon bei B. ist? Das gibt es doch nicht. Die englischen Bomber und die Russen müssen zusammengearbeitet haben. Nun ist es also aus mit Deutschland, die werden sich grauenvoll für alles rächen, was wir denen angetan haben, schießt es ihr durch den Kopf. Ein schreckliches Ende wird das, soviel ist ihr klar. Sie beobachtet eine junge russische Sanitäterin. Ihr Gesicht ist von Rauch und Schmutz genauso verschmiert wie das der Soldaten. Ihre Augen mit den

langen Wimpern sind wunderschön. Tiefe Ringe darunter zeigen ihre Erschöpfung. Die Blicke der beiden Frauen begegnen sich für eine Sekunde – und was Verena darin sieht und dabei fühlt, ist kaum in Worte zu fassen. Ein nicht gerade liebevoller Blick, doch es ist mit Sicherheit keine Spur von Hass darin.

Außer einer leichten Rauchvergiftung und einer Prellung an der Hüfte bei Verena sind sie alle drei mit dem Schrecken davongekommen und können das Lazarett nach wenigen Stunden wieder verlassen. Überall sind jetzt die Russen, ihre Panzer stehen in den Straßen, einer ist ausgebrannt. Ein toter Soldat liegt verrenkt und halb verkohlt mit dem Gesicht nach oben neben dem Panzer. Verena versucht nicht hinzusehen. Als sie in ihre Straße einbiegen, sieht sie schon von weitem, dass Bombentreffer einige Nachbarhäuser in rauchende Ruinen verwandelt haben. Zwischen Schutt und geborstenen Balken liegen Möbelteile, Klosettbecken. Ein Klavier besteht nur noch aus dem Rahmen mit den Saiten, von denen einige gerissen sind und wie Fragezeichen in die Höhe stehen. Sie zieht Marion hinter sich her, Krista wird ihr zu schwer, ihr ist übel. Aber ihr Haus steht noch, ein Wunder. Oben in ihrer Wohnung im zweiten Stock sieht sie, dass durch die Druckwelle die Scheiben geborsten sind und eine Wohnzimmerwand verschwunden ist, hinunter in den Hof gestürzt. Als sie auf einen Stuhl sinkt, spürt sie mit einem Mal ihre schmerzende Hüfte. Sie zittert, ihr ist unendlich kalt. Einen Kaffee, einen Kaffee jetzt, Mädchen, du hattest doch noch welchen versteckt, und sie findet das zusammengefaltete Tütchen mit dem Rest Bohnenkaffee hinten im Schrank, stellt den Kessel auf den Herd und – zögert. Wenn die Gasleitungen defekt sind, könnte sie jetzt noch in die Luft fliegen. Sie schlottert am ganzen Körper, geht ins Schlafzimmer, das bis auf die Fenster unversehrt ist, kriecht in ihr klammes Bett. Ihre Zähne schlagen aufeinander. Wie durch Nebel hört sie Marion mit Krista leise murmeln. Sie fühlt ihre Stirn, womöglich hat sie Fieber. Sie schlingt die Arme um ihren Oberkörper. In ihrem Gehirn spulen sich immer wieder die Bilder aus dem Bunker ab und die beiden Gedanken: ‚die Kinder leben‘, und dass sie für ihre Sünde bestraft werden sollte. Denn sie hat ihren Ehemann, einen Offizier der deutschen Wehrmacht, in jener Nacht am See mit Manfred betrogen. Ja, sie sollte sterben

in diesem Bunker. Und jetzt lebt sie weiter und weiß noch nicht, wie das geht.

Eine Nachbarin kommt später zu Besuch, bei ihr ist zum Glück alles heil geblieben, na ja, die Fenster, klar, die sind zu Bruch gegangen, und das Gas, nein, das funktioniert noch nicht wieder, aber sie könne Verena was auf dem Küchenofen heiß machen, sie hat ja zum Glück noch Holz und Briketts ... Verena nickt stumm. „Danke ...“ Die Nachbarin ist nett, Verena hat öfter schon bei ihr geklingelt und die Kinder bei ihr gelassen, während sie einkaufen war. Ja, eine heiße Suppe wäre toll ... Sie wundert sich über den seltsamen Blick der alten Dame. Als sie im Bad in den Spiegel schaut, sieht sie ein um Jahre gealtertes, fremdes Gesicht.

Gut, dass Irina jetzt ihr eigenes Zimmer hat, denkt Verena. Mit fünfzehn Jahren ist sie schließlich schon fast eine Frau... Sie selber war gerade mal knapp zwei Jahre älter, als sie ihren späteren Mann kennengelernt hat, und da war sie auch gleich schon schwanger... Unglaublich, wie die Zeit verflogen ist. Als Marion fünfzehn war, kamen sie gerade hierher nach K. ... Plötzlich sind die Bilder wieder da, das Wäldchen, die beiden Russen ... Verena ist schlagartig ernüchtert. Sie hält die Hand des Mannes fest, der sie gerade streichelt. Gerd sieht sie an. „Was ist los?“ Unmut breitet sich in seinem Gesicht aus. „Ist dir wieder mal die Lust verloren gegangen? Hab ich wieder was verkehrt gemacht?“

Er wird es niemals verstehen. Es hat keinen Sinn, sie braucht gar nicht erst irgendetwas zu erklären. Er wird nur sagen: „Das ist doch alles schon lange vorbei!“ Oder: „Na komm, lass es uns ein andermal wieder versuchen ...“

Ihr Leben erscheint ihr falsch, verzerrt durch einen unsichtbaren Spiegel. Sie rollt sich zusammen, das Weinen bricht aus ihr heraus wie ein Beben.

Der Mann steht wortlos auf, geht ins Wohnzimmer. Er setzt sich in einen Sessel und gießt sich ein Glas Rotwein ein. Seit wie vielen Jahren geht das schon so? Er kann sich nicht mehr erinnern. Ihre Beziehung ist noch nie einfach gewesen, aber jetzt gibt es keinerlei Brücke mehr, über die sie zueinander gehen könnten. Der verdammte Krieg ist an allem Schuld. Hübsch ist sie immer noch, das Haar zwar grau und man sieht ihr an, dass sie nicht glücklich ist,

aber trotz all dem ist sie noch immer eine besondere, beeindruckende Frau. Klar, so wie seine Karla damals ... kann sie gar nicht sein, Karla ... Er verscheucht die Gedanken, gießt sich Rotwein nach. Auf jeden Fall könnte Verena viel mehr aus sich machen. Aber er hat sich das Maul schon fusslig genug geredet. Das alles hängt ihm schon lange nur noch zum Hals raus.

Er gießt sich wieder ein, weiß, dass ihm das schlecht bekommen wird. Jedes Mal hat er am nächsten Tag Sodbrennen und Schmerzen in den Nieren. Alles ist kaputt, die haben ihn kaputtgemacht ... Im Gefängnis, im Arbeitslager, diese ekelhafte dünne Wasser-Kohl-Suppe, beinahe wäre er an Typhus krepierend wegen dieser Schweine ... Die Zeit nach der Entlassung, nachdem er Verena kennen gelernt hat, erscheint ihm in dieser Nacht genauso sinnlos wie sein ganzes vorheriges Leben. Von Anfang an lag ein Schatten auf ihrem gemeinsamen Leben. Vor dem Krieg und durch all die Höllenjahre auf dem U-Boot lebte nur eine einzige Frau in seinem Herzen, Karla, seine große Liebe ... Sie hat ihn schamlos betrogen – mit einem Kerl, der seine Kameraden auf dem Gewissen hatte. Er hat sie erschossen, seine Karla. Den Kerl auch. Die dritte Kugel – die für ihn selbst – fehlte ...

Sonst wäre alles schon längst zu Ende.

Jetzt ist er mit einer verheiratet, die keine Frau mehr ist, die ihr Geschlecht verschlossen hat für alle Zeiten, weil sie die Russen nicht aus dem Kopf kriegt, die über sie drübergestiegen sind bei Kriegsende in diesem Kuhdorf bei B., durch das die Front hin- und hergegangen ist ... und wo kein Hahn nach so was krähte. Da gab es viel schlimmere Sachen als ‚ne Vergewaltigung. Waren vielleicht nicht grade liebevoll, aber sie ist ja nicht umgebracht worden ... Wie viele Frauen haben sehnsüchtig drauf gewartet, endlich mal wieder einen Kerl zwischen die Beine zu kriegen! Sie ist einfach zu prude. Und dieses Balg – das war auch nur ein Versehen. Diese Kröte hing der Mutter an der Schürze und ging auf ihn los, wenn er Krach mit ihr hatte, das kleine Aas. Und jetzt zeigt sich, dass er immer Recht hatte, dass sie verzogen ist! Sich mit dem eigenen Vater anzulegen! Dieses Kind hätte niemals das Licht der Welt erblickt, wenn es nach ihm gegangen wäre.

Er erschrickt plötzlich über die Kälte, die sich in ihm breitgemacht hat, über seine Gedanken, über die Zeiger der Uhr. Er muss in vier Stunden schon wieder raus zum Dienst.

Er lauscht. Aus dem Schlafzimmer kommt ein Schluchzen, es klingt, als ob sie gleich wieder einen ihrer Pseudo-Herzanfälle bekäme. Ist nur Theater, psychisch, nichts Ernstes. Das kennt er schon. Das sieht immer schlimmer aus als es ist. Aber dann wirkt sie schlagartig zehn Jahre älter ... Ihm fallen die jungen Mädchen aus der Fahrdienstleiterschule ein – machen ihm ständig schöne Augen. Früher war ja ein Altersunterschied von zwanzig Jahren nichts Besonderliches ... Verena ist nur ein Jahr jünger als er.

Die Tür zum Schlafzimmer öffnet sich. Eine verweinte, verhärmte Frau um die fünfundvierzig steht im Türrahmen, hält sich daran fest, als ob ihr schwindlig ist. Um Mund und Augen haben sich tiefe Falten eingegraben, ihr blaugraues Haar sieht aus wie eine Perücke. Ihre Augen, die vom Weinen gerötet sind, sehen ihn mit diesem unbeschreiblichen Ausdruck der Verzweiflung an, den er nicht ertragen kann und weswegen er sie schon ein paar Mal geschlagen hat. Diese Frau ist die Mutter meiner Tochter, und: Wir schaffen es nicht, denkt der Mann und trinkt sein Rotweinglas leer.

4. Lott is doot ...?

Irina reibt ihre Handflächen aneinander, um sie zu wärmen, oder vielleicht ist es auch nur eine komische Angewohnheit. Ihre Mutter betrachtet sie verstohlen. Diese Bewegung, dieses Händereiben. Das hat sie von der Großmutter abgeguckt, dieser schrecklichen Großmutter. Die daran schuld ist, dass Krista, Verenas Zweitgeborene aus erster Ehe, bei ihrem Vater geblieben ist. Inzwischen sind zwölf Jahre vergangen. In einer Woche wird die Krista nun also heiraten, hat sie alle eingeladen. Aber Verena kann sich kaum vorstellen, ihrem früheren Mann zum ersten Mal nach der Scheidung, die im Jahre 1949 ausgesprochen wurde, gegenüberzutreten. Dem Mann, bei dem Krista gegen Verenas Willen aufgewachsen ist. Sie hat niemals vergessen, wie verwahrlost er aussah, als er eines Tages plötzlich vor ihrer Tür stand. Sein ausgemergeltes Ge-

sicht, die gebeugte Gestalt. Schmutzige Lappen hingen aus seinen zertretenen Stiefeln. Ein verhungertes Landstreicher war er, als er aus der russischen Gefangenschaft wiederkam, nachdem sie ihn schon lange für tot gehalten hatten. Ein Spätheimkehrer. Es gab viele davon, sie waren wirklich nicht die Einzigen, die das Leben so hart gestraft hatte, die sich nicht mehr erkannten. Verena konnte ihren Mann nicht mehr in die Arme nehmen, ihm keinen Begrüßungskuss geben.

Er dachte noch einige Zeit, das würde sich wieder einrenken, gab die Hoffnung nicht auf. Bis er eines Tages nicht mehr nach Hause kam. Sie wusste genau, wo er war. Die „Lobau“, wie sie von allen im Dorf genannt wurde, hatte nie ein Hehl aus ihrer Sympathie zu ihm gemacht. Wie sie diese Frau hasste. Die hatte nicht gehungert in den letzten Kriegsjahren, hatte ja den Hof. Die Leute aus der Umgebung trugen ihre beste Wäsche, ihr Tafelsilber, ihren Schmuck, alles, was irgendeinen Wert hatte, zu ihr – für ein paar Eier oder ein Huhn, ein bisschen Butter. Sie hatte von Verena mehr als eine Aussteuer im Tausch gegen Eier, Mehl, Butter, Hühner, Milch und ein paar Kiepen Kartoffeln bekommen!

Alle diese Ereignisse von damals sind noch lebendig in ihrer Erinnerung. Wie sie, um etwas zu essen zu haben, dieses verdammte Huhn umbringen musste, das immer wieder davonflatterte, bis es ihr endlich gelang ihm den Hals umzudrehen. Wie sie den ersten Russen angestarrt hatte, der ihr begegnete nach der letzten Bombennacht, ganz schwarz im Gesicht war er gewesen, nur seine Augen leuchteten weiß wie die eines Gespenstes, und alle Frauen hatten Angst, denn jetzt würden sie der Reihe nach vergewaltigt und dann erschossen, und der Russe rief: „MIR, MIR!“ – worauf die Frauen noch mehr Angst bekamen, weil sie dachten, er würde sagen, die Frauen gehören mir, dabei bedeutete dieses Wort doch FRIEDEN.

Diese alten Geschichten. Sie will nicht mehr daran denken. Aber die Tochter stellt ihr ständig Fragen, will alles genau wissen, was früher war, mit ihr und ihren Eltern und Geschwistern, was nach dem Sterben mit einem passiert, was hinter dem letzten Himmel kommt ...

„Mutti, bitte sing doch noch mal das Lied vom Wüschtelmann, ja?“ – und sie singt, es ist ein schreckliches Lied, aber die Tochter lacht sich darüber ganz schlapp, und durch das gemeinsame Singen

und Lachen verschwinden Verenas düstere Gedanken über die Zeit zwischen 1940 und 1949. Doch auch was danach kam, war nicht viel besser. Klar, zuerst der Neuanfang und die Hoffnung auf ein besseres Leben, als sie alle froh waren, davongekommen zu sein und die kaputte Stadt aufräumten; als sie Parteimitglied wurden, fast alle Frauen aus der Trümmerbrigade; klar, da dachte sie, es gibt doch noch ein Glück, es wartet nur, bis sie es zu fassen bekäme ... Und Verena wollte es einfangen. Keine Frage. Mit dem Gerd – das sah gut aus am Anfang, stellte sich ihr dar wie das Happy-End, er war ein wunderschöner, charmanter Mann mit so unergründlichen Augen, was Wunder, dass sie sie total verliebt war – er erinnerte sie an Manfred ... Doch sie kannte seinen schrecklichen, unberechenbaren Jähzorn noch nicht. Das war kein Manfred, der war sanft und geduldig und zärtlich gewesen. Nein, es war nicht das Glück, das sie sich erhofft hatte. Das Leben mit Gerd gestaltete sich zu einem endlosen Drama.

Jetzt also diese Einladung in die alte Heimat, L. bei B., dort hat sie mit den beiden Kleinen den Krieg überstanden, von dort kam ihr erster Mann, der Wehrmachtsoffizier, der sie in dem Haus allein lassen musste ... In ihrem Kopf werden die Bilder von ihrer einzigen Liebesnacht mit Manfred lebendig, der schwarze Tag, an dem die Nachricht von seinem Tod gebracht wurde ... Aber das war noch nicht das Schlimmste, obwohl sie es dachte und am liebsten auch sterben wollte. Doch sie musste ja für die Kinder sorgen ... Und sie sieht sich wieder auf dem Weg vom Konsum durch den Wald zu ihrem Haus mit dem Rad fahren, sieht die beiden russischen Soldaten aus dem Wald kommen ... Sie halten sie an, mit einem merkwürdigen Grinsen im Gesicht, und auf einmal weiß sie genau, was jetzt passieren wird, sie schreit nicht einmal um Hilfe, presst ihre Lippen aufeinander, es würde ihr sowieso keiner zu Hilfe kommen, selbst wenn sie schreien würde und wenn Leute sie hörten, keiner würde den Mut dazu haben. Vielleicht sah ja aus sicherer Entfernung irgendein Schwein zu, wie sie gevögelt wurde, auf den Knien, den Rock halb über dem Kopf, ein Kerl hinter ihr, einer vor ihr, sie stanken fürchterlich, es würgte sie, sie wollte diesen stinkenden Russenschwanz nicht schlucken, und er schlug ihr mit der Faust auf den Rücken und auf den Kopf, es dauerte eine furchtbare Ewigkeit, bis die beiden aufstöhnten und sie über und über besudelt

auf der Erde liegen ließen. Dieses Erlebnis hatte mehr zerstört in ihr als alle Bomben, als der ganze furchtbare Krieg davor.

„Mutti, bitte noch das andere Lied ...!“ , bestürmt sie die Tochter. Verena tut, als hätte sie es nicht gehört, steckt den Kopf in den Küchenschrank. Oder die Geschichte, als sie Mehl erbetteln will zum Brotbacken und die Offiziere in der Garnison schütten ihr Seife in die Schürze, gelbe Seifenstücke, weil Seife auf russisch *Mürl* heißt und wie sie da erst geweint und dann gelacht hat, als sie ihr zur Seife noch Mehl dazugab ... Nein, sie wird niemals jemandem von den Vergewaltigungen erzählen, die vielen Wochen, in denen sie regelmäßig kamen, bis die Nachbarn sie auf ihrem Dachboden versteckten.

„Mutti, bitte ...!“ Ihre Tochter steht vor ihr, hält sie an der Schürze fest. Da singt sie das Lied, mit dem sie sich damals Mut gemacht haben:

„Lott is doot, Lott is doot, Jule liegt im Wassertrog,
Lott is doot, Lott is doot, Jule liegt im Sterben ...“

Selten ist die Mutter so lustig, richtig albern. Sie sieht dabei so jung aus.

5. Der Tod und die Liebe

Der Offizier zögert einen Moment, bevor er die Treppe bis zum Eingang des kleinen Hauses hinaufgeht. Das Treppensteigen fällt ihm immer noch schwer. Ein plötzlicher stechender Schmerz im rechten Knie erinnert ihn wieder an den Splitter. Er hat Glück gehabt, wie schon so oft bisher. Und jetzt? Würde ihm die bevorstehende Begegnung Glück bringen? Diese Frau ist schön, er hat sie am 9. Mai in einer Bar kennengelernt. Sie war dort mit Freundinnen, zum ersten Mal seit dem Krieg, sie wollten das Ende des Krieges feiern ... Ihre dunklen Locken hüpfen um ihren Kopf, wenn sie tanzte. Und wie sie sich bewegen konnte! Er hatte vergessen, wie es aussieht, wenn eine schöne Frau sich in den Hüften wiegt und sich ihres Körpers bewusst ist. Sie tanzten enger, er konnte fühlen, wie

sie unter dem seidigen Stoff ihres Kleides aussah ... Atmete ihren Duft ein wie ein Süchtiger. Sie reagierte auf seine gierig suchenden Hände mit zögerndem Gegendruck. Als sie zusammen kurz an die frische Luft gingen, bot er ihr eine Zigarette an. Sie bestaunte die Marke, es war eine amerikanische. Sie setzten sich auf eine Bank. Sie zog an ihrem Kleid, strich es glatt über den Schenkeln. In der Mitte blieb in dem dünnen Stoff eine kleine Vertiefung ... Sie bemerkte seinen Blick, sah ihn an. Ihm fielen jetzt die harten Linien um ihren sinnlich geschwungen Mund auf. Sie war geschminkt, die Farbe des Lippenstiftes, den sie benutzt hatte, war blutrot ... Plötzlich fasste er ihr in den Nacken und zog diese roten Lippen zu sich heran. Sie küssten sich wie zwei Raubtiere, die übereinander herfallen. Ihre Hand berührte wie zufällig sein Bein, sie zitterte ein wenig. Nur mit Mühe konnte er dem Verlangen widerstehen, sie hier sofort umzudrehen, mit dem Gesicht zur Bank, auf der sie saßen, ihr das Kleid über die Hüften zu schlagen, den Slip herunterzureißen ... Das Bild in seinem Kopf erregte ihn so, dass er sie unwillkürlich losließ. Er will das nicht, nicht so. All die Fantasien, die sich in unzähligen Kriegsnächten in seinem Hirn angesammelt haben, sind angesichts dieser Frau nur ein billiger Porno.

Sie gingen wieder hinein, saßen sich gegenüber und tranken den Wein aus. Sie vermied seinen Blick, er ließ sie nicht mehr aus den Augen. Ob sie auch solche Bilder sah wie er? Er konnte an nichts Anderes mehr denken ...

Dann brachte er sie spät in der Nacht zu ihrem Haus, noch ein höflicher Abschiedskuss, das war alles. Nichts hatte darauf hingedeutet, dass sie weiterhin Interesse an ihm haben würde. „Sie können mich erreichen in die Garnison, englische Garnison ...“ Und sie antwortete in einwandfreiem Englisch: „Thank you for this nice evening! Good bye!“

Als vor zwei Tagen, mehr als eine Woche nach dieser ersten Begegnung, ihr Anruf kam, konnte er sich nicht erinnern, ihr seinen Namen gesagt zu haben.

Das Haus ist klein, aber sehr gepflegt. Ein Namenschild, ein deutscher Name.

Eine Nazi-Hure. Er verscheucht diesen Gedanken sofort wieder und drückt auf die Klingel.

Ich rauche zu viel, denkt Karla. Sie ist nervös. Seit zwei Tagen ist sie kaum zum Schlafen gekommen, genauso wie nach der Nacht in der kleinen Bar, in die zwei Freundinnen sie mitgeschleppt hatten. „Jetzt beginnt das süße, pralle, wunderschöne Leben! Du wirst doch nicht als trauernde Soldatenwitwe zu Hause sitzen bleiben! Den Gerd machst du damit nicht wieder lebendig. Komm, es wird dir gut tun mal unter Leute zu gehen!“ Ihre Freundinnen nahmen das Leben einfach leichter als sie. Aber sie war schließlich mitgegangen. Und dann passierte prompt *das* ... Wie konnte sie nur so die Kontrolle verlieren? Sie ist schließlich kein Straßenmädchen! Hatte keine Ahnung, wer dieser Mann eigentlich war! Wenn ihre Mutter das wüsste, nicht auszudenken. Noch immer gibt es keine Nachricht von Gerd, das letzte, was sie über ihn erfahren hatte war, dass er wahrscheinlich in englische Gefangenschaft geraten ist. Und sie muss ausgerechnet einem englischen Offizier begegnen. Die Menschen in der viel zu kleinen Bar waren laut, es wurde viel getrunken, geraucht und dauernd nach der Bedienung gebrüllt. Verückt, berauscht waren sie alle, die Kerle grapschten den Mädchen überall hin. Sie sind alle hungrig nach Sex, nach Liebe. Wollen wieder leben nach den langen Nächten in Luftschutzkellern, nach den einsamen Nächten in kalten Betten, nach den Jahren, da sie in ihrem inneren Gefangensein zwischen Panik und Abstumpfung hin- und hergerissen waren. Diese Menschen hier sind genauso wie sie selbst durch die Freude über das Ende des Krieges aufgeputscht und hypnotisiert. Alle Sinne sind mit einem Mal wach, verstärkt durch den Alkohol, der reichlich, allzu reichlich fließt.

Sie hat ihn irgendwann bemerkt, er muss sie angestarrt haben, lange bevor ihr Blick seinen hellen, großen, fast kindlich wirkenden Augen unter den dichten Brauen begegnet. Ihr wird bewusst, dass sie an Sex denkt, eine warme Woge geht ihr durch den Unterleib, sie fasst sich an die Stirn. „Hat mal jemand eine Zigarette ...?“ – „Hey Karla, du rauchst ja wieder!“ Der Qualm ihrer Zigarette taucht ihn in bläulichen Nebel. Dann ist ihr Blickkontakt unterbrochen. Man tanzt. Es ertönen Schnulzen aus dem Plattenautomaten. „Es blüht der weiße Holunder ...“ Oh ja, es ist Frühling. Sie liebt den Holunder. Sie liebt die Lieder über die Liebe. Sie liebt die Liebe ... Doch ihr Mann ist verschollen, vielleicht in Gefangenschaft, sie ist verheiratet mit einem Phantom, hat auszuharren und zu warten, irgendwo

lebt er vielleicht noch, vielleicht wird sie ihn nicht mehr erkennen, wenn er eines Tages vor ihr steht, wie es einer Nachbarin mit ihrem Liebsten ergangen ist, der als ein völlig anderer zurückkehrte, mit einem Arm nur noch, abgemagert bis auf die Knochen und mit irrem Blick plötzlich in der Tür stand, so dass sie vor Schreck zu schreien anfing ... Oder vielleicht würde ihr Körper ihn nicht mehr kennen wollen ... Ihr kommt zum ersten Mal der Gedanke, dass es eigentlich gar keine richtige Ehe gewesen ist, sie hatte ihn mit achtzehn Jahren geheiratet, kurz bevor er an die Front musste ... Vielleicht fünf-, sechsmal hatten sie miteinander geschlafen, wenn er auf Urlaub war. Oft gab es Alarm, dann saßen sie zusammen im Luftschutzkeller, streichelten sich heimlich. Am nächsten Morgen fielen sie übereinander her, er kam sofort, kaum dass er in sie eingedrungen war ... Manchmal weinte sie, dann tat es ihm leid, er streichelte sie, gab sich alle erdenkliche Mühe, sie mit der Hand zum Höhepunkt zu bringen ... „Nein, nicht, bitte! Du tust mir weh ...!“ Sie war viel zu angespannt, es ging einfach nicht. Wenn er wieder weg war, hatte sie oft diese Schmerzen im Unterleib.

Manchmal dachte sie, es ist gut so – wenigstens hab ich kein Kind in diesem Chaos, das mir an den Brüsten hängt, wenn die Sirenen losgehen ... Hat sie ihn vielleicht nie richtig geliebt? Sie findet keine Antwort auf diese Frage, wundert sich nur ein wenig darüber. Ob dieser Engländer herausfinden könnte, wo ihr Mann ist oder ob er überhaupt noch lebt? Sie ist sich bei diesem Gedanken völlig darüber im Klaren, dass dies nicht der Grund ist, ihn heute Abend zu treffen, auch nicht der eigentliche Grund dafür, Nachforschungen anzustellen, seinen Namen herauszufinden. Stenfield heißt er, Glen Stenfield ... Er ist Offizier der englischen Armee. Ein Flieger ... Sie hat noch genau zwei Stunden Zeit, bis er an ihrer Tür schellen wird, Zweimal sechzig Minuten, um sich zu sammeln, sich anzukleiden und zurechtzumachen. Während sie aus der Badewanne steigt und sich in das große bunte Badetuch wickelt, in dem sie aussieht wie einer von den süßen bunten Lutschern, wie sie die Amerikaner verteilen, entscheidet sie sich, ihm elegant, aber mit Würde zu begegnen und wählt ihr schwarzes, vorn hochgeschlossenes Kleid mit dem tiefen Rückenausschnitt. Dann reibt sie ihren Körper überall ein. Sie ist schrecklich mager, die Brüste aber fühlen sich wunderbar an, und als sie die Creme an den Oberschenkeln verstreicht, hat sie

das Verlangen, sich zu berühren ... Ihre Scham ist weich und doch fest, dabei von der Wärme oder ihrer Erregung leicht geöffnet, so dass ihre Finger das feuchte Innere ertasten. Doch sie zieht sie ihre Hand zurück. Nein, nicht so.

Ihr Haar ist nass, hängt in glatten Strähnen auf die knochigen Schultern. Gut, dass es jetzt wieder mehr zu essen geben wird, mal wieder frisches Obst und Schokolade, die Amerikaner und die Engländer verteilen Friedenspakete ... Sie nimmt den elektrischen Haartrockner. Nach dem Trocknen würden die Locken wieder da sein. Sie hat Glück, die hat sie von Natur aus. „Krause Haare, krauser Sinn ...!“

Weiß sie eigentlich, worauf sie sich einlässt? Er würde in diesem Haus mit ihr machen können, was er will! Aber sie hat ja die kleine Mauser. Beinahe hätte sie die ganz vergessen! Diese Pistole ist ein Geschenk ihres Mannes. Dann denkt sie an das jugendhafte, sommersprossige Gesicht des Engländers und weiß, sie würde die Pistole nicht brauchen. Sie schiebt ihre Lippen zusammen zu einem Kussmund und sagt zu ihrem Spiegelbild: „Hallo, schöne Frau! Wir sind schön. Wir sind uns was wert, nicht wahr! Nur keine Schwachheiten, dass das klar ist!“ Ihr Kichern klingt in ihren Ohren irgendwie kläglich. Da klingelt es an der Tür. Er ist da. Jetzt ist es zu spät, noch etwas zu ändern – die Dinge würden ihren Lauf nehmen. Sie geht langsam zur Tür, irgendwie ist ihr doch nicht ganz wohl bei der Sache. Was, wenn Gerd ... Aber das wäre ja völlig verrückt, wenn er ausgerechnet heute nacht ... Seit fast zwei Monaten hat sie nichts mehr gehört von ihm. Wenn er allerdings käme und fände sie mit dem Engländer zusammen ... Nicht auszudenken. Er würde ihn glatt umbringen.

„Angeklagter, erheben Sie sich! Würden Sie bitte dem Gericht erklären, was am Abend des 29. Mai 1945 in ihrer Wohnung genau vorgefallen ist!“

Der englische Militärrichter spricht mit Akzent, doch sehr gut verständlich. Neben ihm sitzt eine junge Frau. Sie wird notfalls dolmetschen.

Der Mann auf der Anklagebank erhebt sich mühsam. Steht dann sehr gerade, den Kopf etwas vorgestreckt, die Hände an der nicht vorhandenen Hosennaht der Gefängniskleidung. Zwischen seinen Augenbrauen gräbt sich eine tiefe Kerbe in sein hageres, noch junges Gesicht. Die Adern an Schläfen und Stirn und über der Nase sind zu kleinen gewundenen Blitzen angeschwollen; der schön geschwungene, sinnliche Mund des Mannes ist zu einem dünnen Strich zusammengepresst.

Einige Sekunden lang fixiert er die wenigen Personen hinter der Absperrung. Dann beginnt er zu sprechen. Seine Stimme klingt hart, etwas heiser: „Es war eine Woche nach der Kapitulation. Wir lagen mit unserem U-Boot fest und kamen erst wieder an Land, als der Krieg schon vorbei war ...“ Er schluckt nervös, sein Adamsapfel hüpfte. „Dann kam ich endlich nach Hause, konnte nicht vorher Bescheid geben ... Wir hatten schon eine Zeitlang nichts voneinander gehört, ich hatte keine Ahnung, ob sie am Leben war oder nicht, und ihr wird es genauso mit mir gegangen sein ... Karla ... meine Frau ... war nirgends zu sehen. Ich lief durch das Haus – fand sie dann im Schlafzimmer, im Bett. Zusammen mit einem Mann. Da habe ich geschossen.“

Seine Worte werden halblaut ins Englische übersetzt.

„Wussten Sie, dass sie einen ranghohen englischen Offizier erschossen haben?“ – „Leider kann man den Rang eines splitter nackten Mannes nicht an seinen Genitalien ablesen.“ Eine laute Stimme sagt böse etwas auf Englisch. „Angeklagter, ich erteile Ihnen hiermit einen Verweis. Sie haben nur sachlich auf die Fragen zu antworten, die man ihnen in dieser Verhandlung stellt! Im Übrigen möchte ich Sie in ihrem eigenen Interesse ermahnen, dass sie sich dem Gericht gegenüber höflicher benehmen sollten! Sie machen sonst alles nur noch schlimmer. Das verstehen Sie doch, oder?“

Der Mann schluckt wieder angestrengt und ringt sichtlich nach Worten, doch da stellt man ihm bereits die nächste Frage, die ihn

zusammenzucken lässt: „Haben sie auf ihre Frau ebenfalls gezielt geschossen, um sie tödlich zu treffen?“ – „Natürlich nicht!“ Er presst die Worte durch die Zähne, ist sehr bleich jetzt.

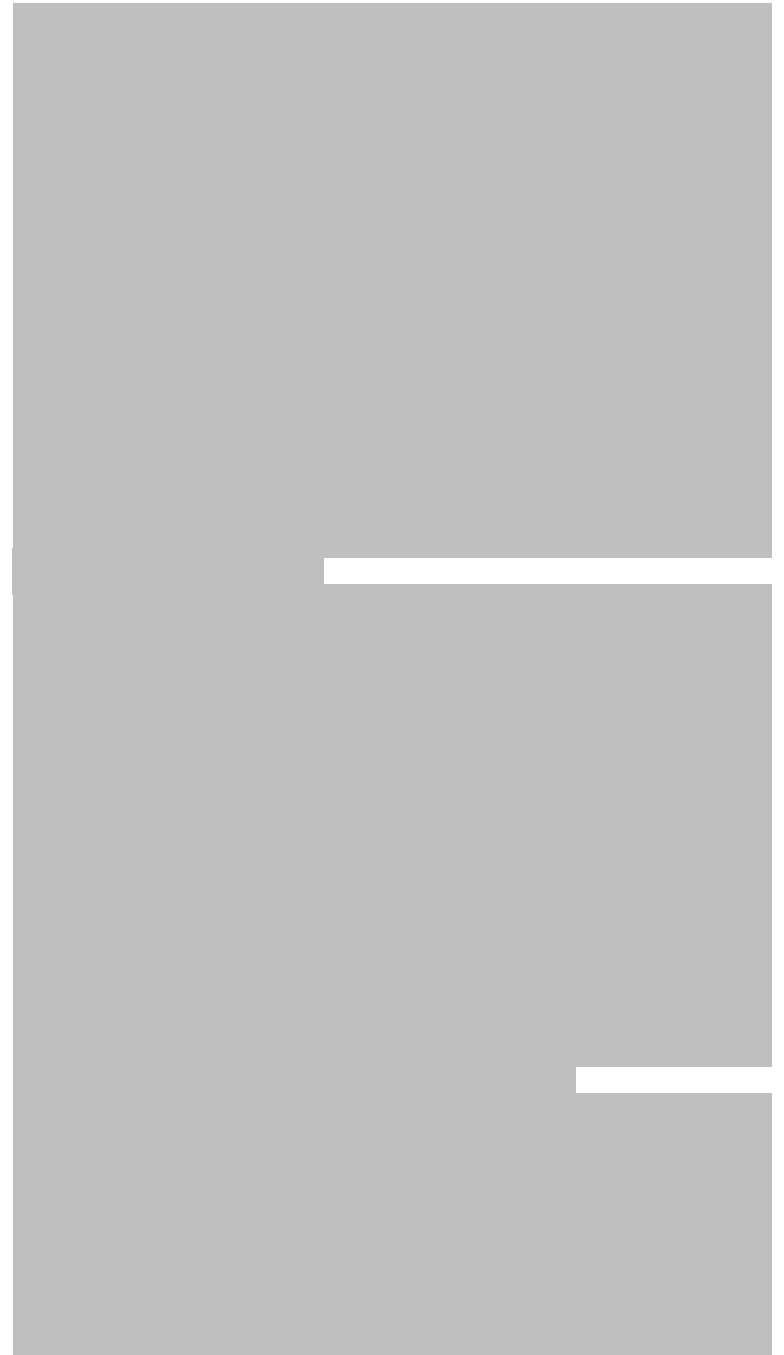
„Ich hatte mich in diesem Moment nicht mehr unter Kontrolle. Es ging wie von selbst. Ich liebe meine Frau ...“ Das letzte kommt leise, fast tonlos.

„Aber sie gaben den zweiten Schuss erst nach einer gewissen Zeitspanne ab, wie uns mehrere Nachbarn bestätigen konnten. Erst als ihre Frau zu schreien anfangte, fiel der zweite Schuss. Wie erklären Sie das, Angeklagter?“ In diesem Moment verliert der Mann den letzten Rest seiner Beherrschung. Außer sich vor Erregung schreit er das Gericht an, seine sonst warme, angenehme Stimme schlägt um in ein hohes, heißeres Krächzen: „Sie lügen! Sie wollen mich fertig machen! Aber das schaffen Sie nicht, das hat bis jetzt keiner geschafft! Ihr wollt einen Mörder aus mir machen! Ihr Schweine ...!“ Zwei Wachen bändigen ihn schließlich. Der Vorsitzende des Gerichtes verkündet eine Verhandlungspause und sagt abschließend in gebrochenem Deutsch: „Tja, das wird Ihnen einige Jahren länger im Gefängnis einbringen! Bei dort üblichen Verpflegung könnte das bedeuten, dass Sie Ende ihrer Haftstrafe nicht mehr sehen. Sie haben nichts begriffen, dass der Krieg verloren ist von *Ihnen*, Angeklagter Herrndorf!“ – Es ist sehr still im Raum, als der Mann in Handschellen sich plötzlich noch einmal kurz losreißt und in Richtung des Vorsitzenden des Militärgerichts ausspuckt. Während er aus dem Saal hinausgebracht wird, ziehen sich die fünf Herren und die Dolmetscherin, alle in britischen Uniformen, zur Beratung zurück, doch auch jetzt schon wissen die wenigen Zuhörer im Raum, dass soeben ein Mensch sein Recht auf Freiheit verloren hat – wahrscheinlich für lange, lange Zeit. Was sie nicht wissen können: Er wird seine Fähigkeit, Freude zu empfinden und die Freiheit zu genießen, für immer einbüßen, obwohl ihm durch eine spätere Begnadigung, durch die Umwandlung des Urteils in Totschlag im Affekt, die ein DDR-Gericht fünf Jahre später vornimmt, die Freiheit unerwarteterweise bereits nach sechs Jahren wieder geschenkt werden wird ...

Auch Irina weiß von all dem damals noch nichts – sie ist noch nicht geboren. Doch dieser Mann, der ehemalige Unteroffizier der Marine Gerd Herrndorf, verurteilt 1945 wegen zweifachen Mordes

zu lebenslanger Haft, begnadigt 1951, ist ihr zukünftiger Vater Gerd Herrndorf.

Als er die Mütze eines britischen Offiziers auf dem kleinen Chippendale-Sofa im Flur fand, nahm er die Mauser, die er seiner Frau zu ihrem Schutz hinterlassen hatte, aus der Schublade. Bedachte nicht, dass nur zwei Kugeln im Magazin steckten. Das war sein Fehler. Der Gedanke, die Pistole des Engländers zu suchen, kam ihm zwar in den Sinn, doch er hatte keine Kraft mehr, ihn auszuführen. Weinend und schluchzend fanden ihn die Nachbarn, holten die Polizei.



TEIL III

CHRONIK EINER KRISE



K., 30. August

Als wir aus dem Zug steigen, ist da der Bahnhofsgeruch, wie früher. Es fahren eigentlich keine Dampflokomotiven mehr – aber der Geruch nach Kohle ist immer noch da.

Der kleine Vorortbahnhof ist schäbig und fast menschenleer.

„Haben Oma und Opa noch eine Katze?“ – „Ja, haben sie.“ – „Wie sieht die denn aus?“ – „Schwarz mit weißen Flecken.“ Ella ist gespannt auf die Katze. Ich war erst nicht sicher, ob ich diese Fahrt zu den Eltern mit ihr machen soll. Dem Vater geht es wohl gar nicht gut. Mutter klagte am Telefon sehr über ihn und seinen Zustand. Aber wir mussten beide einfach raus, weg von dieser schrecklichen Hinterhauswohnung, in der unsere kleine Familie zerbrochen ist.

Als wir oben am Wald in die Straße meiner Kindheit einbiegen, sind so viele Bilder aus der Vergangenheit in mir lebendig, dass ich kaum höre, was Ella neben mir plappert. Die Wiese, da flog der Schlüssel damals um die Ecke. Der Hauseingang wurde neu gefliest, aber in der Tür sind noch immer die alten Mattglas-Noppenscheiben, bis auf eine, direkt neben der Klinke – die musste damals ersetzt werden. Instinktiv schau ich auf die Narbe am Daumen.

Wir steigen die Treppe zur Wohnung meiner Eltern hinauf, und mit jeder Stufe wird mir das Chaos meiner Gefühle deutlicher. Es ist ein Cocktail aus allem, was man überhaupt als Mensch fühlen kann. Hass, Freude, Liebe, Zorn, Hoffnung auf Erlösung. Wer könnte helfen, das zu sortieren, nichts falsch zu machen, die Mutter nicht zu betrüben, den Vater nicht zu sehr zu demütigen, selber heil aus allem irgendwie rauszukommen ... „Bitte, lieber Gott, Vater im Himmel, hilf mir, steh mir bei!“ – bete ich, die Atheistin, bevor ich auf die Klingel drücke.

Die Mutter öffnet die Tür. Sie ist schlohweiß, hat das Blautönen und Blondfärben aufgegeben. Ist klein geworden, verschwindet in meinen Armen. „Mein Mädels ...!“ Schluchzen, Tränen. Ja, es ist schrecklich. Ja, es ist eine Katastrophe. Eine Scheidung ist immer eine Katastrophe. Ich bin der Mutter dankbar, dass sie mir nicht die Schuld daran gibt, wenigstens noch nicht bei der Begrüßung.

Die Katzen haben mich nicht vergessen, reiben sich sofort an meinen Beinen, maunzen zur Begrüßung. Besonders die Graue, die ich mag, weil sie so aussieht wie meine erste Katze, die wir damals, als ich sechs war, aus unserem Urlaub mitbrachten. Das Tierchen hatte eine besonders schöne Zeichnung, wie ein sibirischer Tiger. Weil es noch so winzig war, musste es mit einer Flasche gefüttert werden, in der vorher diese bunten kleinen Zuckerperlen drin waren, wir nannten sie Liebesperlen ... Es stellte sich heraus, dass es ein Katerchen war. Die Eltern wollten ihn kastrieren lassen, das müsste sein, ich hatte mich gerade damit abgefunden, doch es kam nicht mehr dazu. Eines Nachmittags lag er auf einem weißen Tuch auf dem Stubensofa und sah aus, als ob er schlief ... „Er atmet ja gar nicht...!“ Da fing der Vater an zu weinen. Schließlich weinten wir alle drei, Mutter, Vater und ich um den Kater, der offensichtlich an Rattengift krepirt war, der Tierarzt konnte nichts mehr tun, außer ihn einzuschläfern. Keiner hatte gewusst, dass im Keller Rattengift ausgelegt worden war. Der Verdacht gegen den fetten Hausmeister Müller, der „die Roten“ hasste, er hätte unseren Kater mit Absicht vergiftet, wurde niemals ausgeräumt. Ich war immer überzeugt davon, dass es genauso war. Er lebt nicht mehr – ist an Hodenkrebs zugrundegegangen. Hat mir kein bisschen leid getan.

„Hallo Vati!“

Erst beim zweiten Mal reagiert mein Vater auf die Begrüßung. Er sitzt in einem der klobigen Stubensessel, neben dem Sofa, auf dem vor knapp zwanzig Jahren der steife Kater aufgebahrt lag.

Als er den Kopf hebt, erschrecke ich. Vor mir sitzt ein alter, gebrochener Mann. Er ist stark abgemagert, die Haut seines Gesichtes kerben tiefe Furchen, sie ist gelblich grau und teigig wie die eines Toten. Sein rechter Arm hängt kraftlos neben der Sessellehne herab. Offenbar wollte er wieder mit der linken Hand schreiben, wie die Krakel auf einem Blatt Papier verraten. Er kann kaum sprechen. Wenn er es versucht, verzieht sich sein Mund zu einem schiefen Grinsen und auf der Brust, auf dem Eisgrau des alten Eisenbahn-Uniformhemdes, von dem noch zahlreiche Exemplare seine vorzeitige Pensionierung überdauert haben, bilden sich dunkle Flecken. Der Vater weint ... Die Tränen laufen über seine zuckenden Wangen. Sein Körper wird auf- und abgeschüttelt wie ein alter morscher Kahn im Sturm. Nicht mehr lange, dann ist er ein Pflegefall. Nichts hat mich jemals so erschüttert wie dieser Anblick. Seine despotische Grausamkeit, seine Gewalttätigkeit, seine schrecklichsten Verwünschungen und sein martialisches Gebrüll haben mich nicht so getroffen wie dieses Werk der Zerstörung, die Folge der Behandlungen in den psychiatrischen Kliniken mit Pillen, Elektroschocks, Fixierungen und was sonst noch alles zum Repertoire dieser steinzeitlichen Nervenanstalten gehört, in die man Schizophrene, perverse Paranoide, Sexualverbrecher, Kindermörder, Selbstmordkandidaten und politisch Aufmüpfige zusammensteckt und hinter ihnen die Türen verriegelt. Der Vater erzählte diese Schauergeschichten unter Schluchzen. Ich hatte lange gehofft, er könnte sich wieder fangen und aus dem Teufelskreis zwischen Klinik und Depression herauskommen. Schließlich kann man ja schlecht mit einem psychisch Kranken abrechnen. Denn Abrechnen, genau das wollte ich mit ihm. Ihm die Tatsache an den Kopf werfen, dass er sich geirrt habe mit seinen Horrorprognosen über mein künftiges Leben. Ihm sagen, wie schrecklich er Mutter und mir wehgetan hat, wie seine Verwünschungen mein Leben erschwert haben. Und nun ist er ein Krüppel.

Er hat sich entzogen, jeder Klarstellung, jedwedem Vorwurf, der Bewältigung der Vergangenheit, meinem Hass.

Nein, ich werde ihn nie wieder hassen können.

Intermezzo

Der Mann klopft seine kalten Füße gegeneinander, springt von einem Bein aufs andere. Stellt sich vor, wie lächerlich das aussieht: ein großer Vogel im Wald, der nicht weiß, wieso er hier so lange wartet und friert. Nein, das ist gelogen. Vielleicht sieht er ja aus wie ein komischer Vogel, aber er weiß genau, warum er noch hier ist. Er tastet nach seinem Schnauzbart, kalter Reif ist darin festgefroren. Das gibt es doch nicht, dass sie einfach nicht kommt. In seinen Ärger mischen sich Sorge und Ratlosigkeit. Wenn ihr nun etwas passiert ist?

Gut, er steht hier und wartet, er hat Zeit. Genügend Zeit, über alles noch einmal nachzudenken. Er zündet sich eine neue Zigarette an. Bilder schießen ihm durch den Kopf: ihre erste Begegnung vor fast genau neun Jahren beim Einkaufen, er fand es drollig, wie sie versuchte, den Inhalt eines vollen Einkaufswagens in dem kleinen Korb an ihrem Fahrrad zu verstauen ... Bilder aus all der Zeit, die er mit ihr erlebte. Sucht die Schnittstelle, das verborgene Puzzle-Teil, den Regiefehler. Erinnert ihre fast autistische Verslossenheit, wenn sie stundenlang ohne ein Wort zu sagen mit dieser typischen Falte zwischen Nase und Stirn über irgendeine Näharbeit oder ein Buch gebeugt in ihrer Ecke saß, ohne ihn auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen. Seine Ratlosigkeit, was er dann tun sollte. Nie herausfand, ob sie sich ihm in diesen Momenten bewusst entzog oder – von einer dunklen Kraft getrieben, deren zerstörerisches Werk man nicht unterbrechen darf, bevor es sich vollendet – in sich selbst gefangen war. Doch niemals zuvor war es so wie beim letzten Mal, bevor sie weglief – nie war ihnen die Kontrolle so völlig abhanden gekommen. Sie waren aufeinander losgegangen wie Kampfhähne, beide mit einer so unwiderrufflichen Entschlossenheit, als gäbe es nur noch diese eine, letzte Möglichkeit, irgendeinen zweifelhaften Sieg davonzutragen, etwas zu klären, endgültig für jetzt und immer. Er sieht noch genau den Ausdruck ihres Gesichts vor sich, die geweiteten Augen, den zusammengepressten Mund. Etwas Furcht-einflößendes war da von ihr ausgegangen, wie er es noch nie an ihr gesehen hatte. Sie war fremd, abstoßend und aufreizend, hilflos und stark zugleich, und er konnte einfach nicht anders – etwas in ihm war stärker als jede warnende Stimme – er konnte dieser Pro-

vokation, diesem Reiz nicht widerstehen; konnte ihn zwar noch in letzter Sekunde dämpfen, doch nicht vor ihrer wütenden Hellsichtigkeit verbergen. Seine Geste war deutlich genug – sie hatte genau registriert, dass er sie schlagen wollte ... Das Funkeln ihrer Augen, als sie ihn dann stumm ansah. Ihr Gesicht verfärbte sich, wurde dunkelrot, dann lakenbleich. Sie stand da und schwieg, obwohl er schon ein paar Mal gesagt hatte: „Es tut mir leid, Irina, es tut mir leid ...“ Ihr Blick bohrte sich förmlich durch seinen Körper. Er hatte niemals einer Frau je ein Haar gekrümmt, auch Irina niemals bedroht. Jedenfalls nicht vor diesem Abend. Gut, Wutausbrüche – die hatte er schon das eine oder andere Mal ..., trat dann auch mal gegen den Schrank oder irgendetwas Anderes ... Oder schlug sich lieber selber gegen die Stirn, als dass er sie angefasst hätte. Sicher, das mit den Unterhaltsschulden hätte er ihr einfach gleich zu Beginn ihrer Beziehung sagen sollen ... Aber an diesem Abend war es dafür zu spät. Sie hatte schon selbst alles herausgefunden ... Klar, das hatte sie fürchterlich auf die Palme gebracht, und die Sache mit dem fehlenden Geld ... Aber er schuffete schließlich ja auch und kaufte von dem Geld ein! Er konnte es nicht ausstehen, wenn man ihm nachspionierte. Und sie wollte immer schon alles über ihn wissen. Und dann dieser Blick! Ja, beinahe wäre ihm die Hand ausgerutscht ...

Als sie schließlich, langsam und jedes Wort betonend, mit fremder Stimme sagte: „Das tust du nicht mit mir, das tut keiner mit mir“, sich abrupt umdrehte und aus dem Haus lief, war er völlig paralysiert. Sein Puls hämmerte gegen die Schläfen, seine Arme hingen kraftlos an ihm herab, Symbole seiner Hilflosigkeit. Etwas in seinem überhitzten Verstand sagte ihm, dass er sie jetzt gehen lassen musste, dass es kein Wort, keine Beschwichtigung gab, die sie hätten versöhnlich stimmen können. Sie fuhr mit dem Wagen weg und blieb wochenlang verschwunden, kein Zeichen, nichts, er hatte keine Ahnung, wo sie sich aufhielt, bei wem sie schlief. Machte sich Vorwürfe, verteidigte sich, klagte sie an, nahm sie wieder in Schutz. Ihm war klar, er hatte etwas ausgelöst tief unter der Oberfläche ihrer rigorosen Selbstbehauptung – hatte es längst geahnt, dass dort etwas schlief, ein Dämon, uralte und gefährlich. Endlich dann vor drei Stunden ihr Anruf.

Er war so froh, etwas von ihr zu hören, dass er stotterte, was ihm schon seit Ewigkeiten nicht mehr passiert war. Wollte wissen, wo sie sei, ob sie zurückkommen würde. Sie sagte, sie wolle sich mit ihm treffen, fragte, ob er auch käme ... Natürlich würde er kommen! Was denkt sie sich bloß! Aber warum bestellt sie ihn ausgerechnet hierhin, in diesen Wald? Er wartet jetzt schon seit über einer Stunde. erinnert die Diskussionen um ein drittes Kind, sie wollte es eigentlich, dann gab es wieder diese Streitereien, die Zweifel an einer gemeinsamen Zukunft. Er war nicht in der Partei, sie hatten aufgehört darüber zu diskutieren, seitdem sie selbst nicht mehr gerne in die Versammlungen ging. Er war am Ende seiner Karriereleiter angelangt, er würde immer nur ein kleiner Übersetzer bleiben, mit den lukrativen, spektakulären Einsätzen als Dolmetscher würde man andere betrauen. Da nützten ihm auch seine Stasi-Kontakte nichts mehr. Dieses ganze System war am Ende. Sie wusste das alles ... Klar, dass sie Angst hat. Sie haben alle Angst in diesem verrammelten und festgezurten Land. Er zündet sich noch eine Zigarette an, es ist die letzte. Wenn er sie aufgeraucht hat und sie dann noch immer nicht hier ist, an diesem ungemütlichen Ort, mitten in einem Wäldchen, was das auch immer bedeuten soll ... – wenn sie nach dieser Zigarette nicht da ist – ... Da hört er sie, kurz bevor er sie sieht. Sie ist blass, sehr blass. Aber sie lächelt.



Neujahr 1991

Das erste neue Jahr im Westen fängt ja gut an. Die West-Silvesterparty war fürchterlich. In einer Garage, lauter total aufgetakelte Frauen, so eine provozierend laszive Art von Styling, ekelhaft. Und alle sehen aus, als ob sie gerade vom Sonnenstrand kommen würden, manche so dunkelbraun wie Inderinnen. Die haben eine ganz faltige Haut am Hals und am Brustansatz, da nützen auch die dicke Schminke und der Push-Up-BH nichts mehr, so möchte ich nicht aussehen. Es lief Ballermann-Musik vom Band. Viele, die überhaupt nicht tanzen konnten, hopsten herum wie aufgedreht. Gespräche gab es keine, außer ein paar Floskeln hin und wieder. Dafür Massen an Essen und Getränken. Klaus hat so schnell so viel getrunken, dass er sich mehrfach übergeben musste und richtig getorkelt ist. Wir sind dann ganz schnell gegangen. Zu Hause hat er sich gleich ins Bett gelegt, ich wollte ihm noch Kamillentee zu trinken geben, aber er hat schon geschnarcht, als ich den fertig hatte. Umso besser. Als ich neben ihm lag, dachte ich daran, dass diese Schnarcher manchmal im Schlaf ersticken – und empfand keine Angst dabei.

Heute Morgen hat der Hund mich schon sehr früh geweckt. War dann mit ihm in den Rheinwiesen. Wir sind zusammen durch die Wiesen am Fluss gerannt, ich musste richtig Gas geben, das war schön! Er ist groß und kräftig geworden, noch ein Vierteljahr, dann wird er ausgewachsen sein. Hoffentlich kann ich ihn dann noch bändigen. Doch jetzt liegt er zufrieden in seinem Körbchen und schläft, dabei zuckt er mit den Pfoten und fiept ganz leise. Träumt sicher von dem Kaninchen, dem er vorhin nachgesetzt ist. Ich sitze auf der Couch, sehe in den Dornengarten. Daniel schläft auch noch. Es war ja sehr spät für ihn. Er war auch ganz geschockt über Klaus, als der auf einmal so betrunken war. So hat er seinen Vater, den Gregor, niemals gesehen.

18. Januar

Wir sind Aliens, Außerirdische, kommen aus einem anderen Sonnensystem ... Kommen aus dem schrecklichen, anarchistischen, wilden Osten, wo die Leute zum Lügen erzogen wurden und nicht richtig denken und arbeiten können! (Originalton Klaus) Die interessierten, gutwilligeren Leute bestaunen uns wie Fabelwesen. Ich muss seltsame Fragen beantworten. Wie wir es denn dort überhaupt ausgehalten hätten bei der ständigen Überwachung, es wäre doch genauso gewesen wie in einem Konzentrationslager der Nazis, ob es überhaupt genug zu Essen gegeben habe; und die armen Kinder, die doch in der Kinderkrippe, im Kindergarten und in der Schule so gequält worden sind ... Ratlose Gesichter, wenn ich ihnen sage, dass es auch schöne Sachen gab, ja, dass wir sogar öfter richtig zufrieden waren ... Dass meine Kinder gerne in den Kindergarten gingen, und der Daniel in seiner Schule in H. glücklich war ... Dass die Lehrer bei jedem Kind Hausbesuche machten, die Verhältnisse kennenlernen wollten, mit den Eltern zusammenarbeiteten; wenn ich ihnen von der Zeitschrift „Elternhaus und Schule“, von der Schulspeisung, der kostenlosen Pausenmilch erzähle. Von der Unterstützung für uns Frauen, der Kultur, von den schönen Festen mit den Nachbarn, mit den Kindern ... Von unserem Glauben an das Gute im Menschen und der Hoffnung, die Welt gerechter machen zu können, und dass niemand um seine Existenz, seine Arbeit, seine Wohnung bangen musste, so miserabel sie vielleicht auch war – davon habe ich nichts gesagt. Merke, wie schwierig es ist, dieses Thema – auch für mich selbst.

Im Supermarkt brauchten wir wieder mal Stunden, bis wir uns durch die Reihen der überfüllten Regale gekämpft hatten, kannten uns nicht aus mit den vielen verschiedenen Sorten. Bin es leid, alles durchzulesen, überall sind „E's“ drin, die ganze ungesunde Palette, man sagte mir, tja, da müssen sie wohl in den Ökoladen gehen. An der Kasse konnte ich Daniel nur mit Mühe davon überzeugen, dass wir keine Süßigkeiten mehr brauchen und auch keine Kindergeschichten auf Kassette oder in Comics eingewickelte Kaugummikugeln.

Auf den Straßen viel Verkehr, die vielen Linien und Striche machen mich manchmal ganz verrückt. Frage mich, wie wir eigentlich

in der alten Welt ohne diese idiotensicheren Kennzeichnungen gefahren sind.

Abends total kaputt und müde, saß ich trotzdem noch nach dem Abendessen, das Klaus stets vor der Glotze serviert haben möchte, eine Weile mit ihm vor derselben, in der irrigen Hoffnung, er würde mit mir reden. Fehlanzeige. Ich ließ den Hund noch mal raus in den Garten, egal, mach ich den Haufen eben morgen früh weg, sah noch mal nach Daniel. Er lag da mit offenem Mund und schnarchte ein wenig. Er hat Asthma seit einiger Zeit, muss Spray nehmen. Jetzt sind wir raus aus dem Braunkohlenqualm und der verseuchten Luft in H. und der Junge bekommt diese Probleme. Das hat seelische Ursachen, ganz klar. Ich streichelte ihn, deckte ihn zu. Mein Kleiner. Ich wollte es doch nur gut für uns machen.

Stellte mitten in der Nacht fest, dass Klaus auf der Couch eingeschlafen war und entsetzlich laut schnarchte. Ging leise auf die Toilette, um ihn nicht zu wecken. Machte dann die Schlafzimmertür zu und zog mir die Decke über den Kopf. Sechs Uhr klingelt der Wecker. Klaus muss sieben Uhr im Büro sein, der Junge hat um acht Uhr die erste Unterrichtsstunde – Religion.

2. Februar

So ein Kummer! Daniel wollte nicht wie eigentlich verabredet in die Religionsstunde gehen. Er hasst Religion, sagt er. Versuche ihn zu überzeugen, auch mit dem Argument, dass es einfach besser ist, wenn er sich damit auskennt, weil es jetzt anders ist als früher ... Oh Gott, ich dachte, ich ermögliche ihm etwas, aber er empfindet es als Zwang ...! Hab mich durchgesetzt. Aber seine Augen, als er zur Tür rausging, vergesse ich nie. Es fehlt ein Vater, ich kann das nicht allein tragen! Und Klaus ist nicht nur keine Hilfe, er ist ein schlechtes Vorbild. Interessiert sich kaum für den Jungen – und wenn, dann nur, um ihn zu kontrollieren, um beispielsweise zu überprüfen, ob er seine Fingernägel gebürstet hat, lässt ihn antreten zur Kontrolle! Das ist einfach unerträglich für mich.

Zum Glück gibt es hier wenigstens ein paar Nachbarn, die richtig nett sind, Manni und Helga! Er ist Elektriker in einem großen

Betrieb, sie stellt Jalousien her in einer Fabrik. Die beiden hätten so gerne Kinder, bekommen aber keine ... Klaus ist ihnen gegenüber misstrauisch. Ich verstehe gar nicht warum. Er will nicht, dass sie uns besuchen. Wovor fürchtet er sich? Dass die Wohnung noch nicht richtig fertig ist, ist doch kein Grund sich zu schämen.

Die beiden waren heute Nachmittag, während Klaus noch im Büro war, mal hier, ich hatte sie zum Kaffee eingeladen. Sie sind die ersten, die von mir mehr wissen wollten, über das Leben im Osten, wie ich das alles verkraftet hätte, wie ich mich hier fühle ... Hab ihnen gesagt, dass ich meine Freunde und meine Tochter sehr vermisse. Dass Daniel noch keine Spielkameraden gefunden hat. Sie sagen, das wird schon. Und er könnte ruhig mal zu ihnen rüberkommen.

12. Februar

Habe in der Schule mit der Lehrerin gesprochen. Sie ist vollkommen überfordert mit ihrer Klasse. Dass Daniel gerade aus den neuen Bundesländern übergesiedelt ist, nimmt sie gar nicht wahr, meinen Hinweis, dass er dort zu den besten Schülern gehörte, auch nicht. Man kann eigentlich überhaupt nicht mit ihr reden. Kein Vergleich zu Daniels Lehrerin in H. Die Frau ist stark übergewichtig und nimmt im Unterricht ständig Medikamente ein, sagt, die Kinder seien schuld daran, dass sie die nehmen muss, erzählt mir der Junge. Er ist ganz verstört. Das muss man sich mal überlegen! Ich hoffe so sehr, dass er sich nicht seine Freude am Lernen verderben lässt!

15. Februar

Werde ab nächster Woche an einem Schreibmaschinenkurs teilnehmen. Wenn ich damit fertig bin, geht's weiter mit Bürokommunikation und Buchhaltung. Ab April will ich dann bei Klaus im Büro arbeiten.

Bekomme es jetzt knallhart zu spüren, wie es einer Frau im Kapitalismus ergeht – dass sie ab 11.30 Uhr das Mittagessen fertig haben muss, um es ihrem ausgehungerten Kind sofort hinstellen zu können, wenn es aus der Schule kommt, und manchmal ist es nicht nur

ausgehungert, sondern auch halb verdurstet, weil die Flasche Tee, die sie ihm morgens mitgegeben hat, heimlich von einem anderen Kind ausgetrunken wurde. Und nicht nur das: wiederholt haben irgendwelche Kinder Knaller auf Daniel geworfen, ihm damit die Jacke versengt und – schlimmer noch: einmal flog ihm so ein Ding in den Nacken und verursachte dort eine schlimme Brandwunde, und er wusste nicht, wer das war. Wir mussten damit zum Arzt. Daniels Unterhosen sehen völlig versaut aus, er will in der Schule nicht aufs Klo gehen, weil es da so schweinisch aussähe und es gäbe auch nie Toilettenpapier. Das interessiert offensichtlich keinen an dieser Grundschule! Und Seife zum Händewaschen gibt es auch nicht! Unvorstellbar. Aber über uns Osis rümpfen sie die Nase, die Damen und Herren hier. Klar, zu Hause haben sie es sicher viel feiner als wir damals. Die ganz Feinen haben wahrscheinlich auch gar keine Kinder!

2. April

Hab mich in die Dornenwüste gewagt! Das Dornröschen, das sich befreien will, weil der Prinz tot ist.

Der Garten war vollkommen von Brombeerranken zugewuchert. Sie hingen sogar aus den großen Bäumen, wie Lianen.

Am schlimmsten war es in der Senke, dort kam unter dem ganzen Wirrwarr nach stundenlangem Wüten mit Spaten und Heckenschere ein ummauertes Teichbecken zum Vorschein. Wir werden einen Fischteich anlegen!

Daniel ist begeistert. Er hat mir geholfen, der kleine Dicke. Wird Zeit, dass wir etwas anpacken hier. Dass der Daniel Aufgaben bekommt, dass er Spaß kriegt ... Seit wir hier im Westen sind, wird er immer speckiger. Ich muss mit ihm auch zum Arzt, wegen seines Übergewichts, seines Asthmas und seiner Bettnässerei. Und wir suchen nach einem Sportverein für ihn!

In der Schule wollen sie mich nicht in der Elternvertretung haben. Eine Fremde aus dem Osten, nicht verheiratet ... Hab ich mir schon gedacht. Hab's trotzdem versucht und auch meine Hilfe angeboten ...

Die Nachbarinnen aus dem großen Mietshaus neben unserem Garten reden am Fenster über mich und uns: „... ja, aus dem Osten hat er die geholt ...“ – „Na, da hat er ja ne billige Arbeitskraft ...“ Mehr konnte ich nicht verstehen, aber so wie die mich ansahen, war auch der Rest ihres Gespräches mit Sicherheit abfällig und voller Gemeinheiten. Fühle mich elend.

Klaus hat Natursteine besorgt und damit eine Kaskade angelegt, über die das Wasser in den Teich hinunterplätschert. Der Teich soll bepflanzt und mit Fischen besetzt werden. Wir fahren am Wochenende zu einem Großhändler und kaufen alles ein. Vielleicht wird ja doch noch alles gut? Endlich interessiert sich Klaus mal für uns. Vielleicht reißt ihn die Arbeit am Teich ja doch noch aus seinem stumpfsinnigen Dasein: Saufen – Fressen – Schlafen – Arbeiten – Saufen ...

18. April

Im Teich schwimmen Goldfische und ein Koi-Pärchen. Diese Koi-Karpfen sind sehr groß, waren ziemlich teuer ... Wir haben sie gemeinsam gefüttert, Daniel war ganz aus dem Häuschen. Sie kommen richtig aus dem Wasser raus, wenn sie nach dem Futter schnappen, oder bleiben unter der Oberfläche stehen und wedeln mit den großen, orangefarbenen Flossen. Man kann sie streicheln.

29. April

Bin viel draußen im Garten, hab viel gepflanzt. Jetzt ist Frühling im Dornengarten ...

Das hier könnte das Paradies sein!

Das Mandelbäumchen blüht, die Quitte und die Birne fangen auch an ... Ja, so etwas habe ich mir immer gewünscht. Für mich und meinen Partner und meine Kinder.

Ich mag das Schlafzimmer mit dem großen verspiegelten Kleiderschrank nicht. Schäme mich immer, wenn wir miteinander Sex haben, denn dann sehe ich uns in diesem Spiegel ... Ich bin so

klein und zierlich, es sieht aus, als würde mich dieser Koloss von einem Mann erdrücken, wenn ich unter ihm liege. Am liebsten bin ich über ihm mit dem Rücken zum Schrank. Nein, am liebsten wäre ich gar nicht mehr hier. Bin froh, wenn er einschläft und mich in Ruhe lässt.

Verstehe jetzt gar nicht mehr, was mich am Anfang so angemacht hat. Da hatte ich schon nach ein paar Minuten einen Höhepunkt, es ging ganz leicht, und es war stark. Jetzt ist alles anders. Ich habe mich damit abgefunden, dass Klaus ein selbstgefälliger, selbstge-rechter Egoist und kein Latin-Lover ist.

Tja, Dornröschen, Froschkönigin! Es gibt Frösche, ganz besondere Prachtexemplare – die man nicht mal an die Wand werfen kann!

Unsere Versuche, Daniel in einem Sportverein unterzubringen, scheitern einer nach dem anderen, Schwimmen, Judo, Basketball – sie wollen ihn nicht haben. Er nimmt immer mehr zu. Ich achte sehr auf seine Ernährung, aber es ist einfach zu viel Wurst und Käse und anderes fettiges Zeug im Kühlschrank, das ich immer für Klaus kaufen muss, der sich hartnäckig weigert, etwas Gesünderes als Bratkartoffeln, Bratwurst, Steak und Pommes Frites mit viel Majonäse zu essen. Und dann noch die obligatorischen Chipstüten bei Schnaps, Bier – und Fernsehen!

3. Mai

Heute ist etwas sehr seltsames passiert. Unser Hund war im Garten. Nach einer Weile sah ich, wie er auf der Terrasse irgendeinen bunten Lappen hin- und herschwenkte, den er in der Schnauze hatte. Das sah lustig aus. Ich musste lachen. Ging hinaus auf die Terrasse und sah auf einmal, das war kein Lappen, sondern ein Huhn, mein Gott, wo hat der denn das Huhn her, der Nachbar hat Hühner, sagte Daniel ... Aber da ist doch eine hohe Mauer! Der verrückte Hund musste über die Mauer gesprungen sein. Ich rief den Hund heran, er kam auch, konnte ihm das schrecklich zerfledderte Huhn aus dem Maul nehmen, es sah aus wie tot. Dieser Nachbar konnte unseren Hund sowieso nicht leiden – wurde immer angebellt von ihm. Aber was sollte ich jetzt mit dem Huhn machen? Vielleicht war es ja gar nicht tot, sondern nur betäubt? Ich beschloss, es erst einmal zu

verstecken. Daniel und ich legten es in eine Kiste und brachten sie in den Keller. Der Hund schlich nach meiner Schimpfkanonade in seinen Korb und schielte beleidigt über den Rand.

Wir hatten über den Schulaufgaben und unser Abendessen das Huhn fast vergessen, als der Hund plötzlich vor der Kellertür zu fiepen und zu bellen anfang. Wir rannten in den Keller – da flatterte das zerzauste Huhn herum. Wir brauchten eine Weile, bis wir es endlich eingefangen hatten. Es rollte mit den Augen und gurrte, Gott sei dank, es lebte. Jetzt noch die Federn etwas glätten, damit der Nachbar nichts merkt – und dann das Tierchen schnell rüber zu seinen Artgenossen. Es ist uns geglückt! Keiner hat etwas gemerkt. Aber wir können von nun an den Hund nicht mehr unbeaufsichtigt im Garten herumlaufen lassen. Die Mauer ist kein Hindernis mehr für ihn – und beim nächsten Mal würde es mit der Hühnerwürgerei nicht so glimpflich abgehen.

Ich sah mir meinen Hund an. „Du bist ein Wolf, ein Raubtier!“ Er legte sich vor mir auf den Boden und leckte mir die Füße. Von wegen Chow-Chow und deutscher Schäferhund. Oh, wie ich doch Wölfe liebe!

Er musste wieder in den Korb – ich blieb unerbittlich an diesem Abend. Das war das Schlimmste.

Ich habe heimlich nach H. telefoniert, mit meiner Freundin Grit. Sie erzählte mir schlimme Geschichten, was da so alles los ist ... Sie schließen die Kindergärten und Krippen, die kleinen Theater und Kulturhäuser, so viele sind arbeitslos, sie auch. Sie ist depressiv geworden, muss Lithium einnehmen. Ich schäme mich, dass ich mich so davongemacht hab und es mir und Daniel hier recht gut geht ... Meine Tochter Ella ist umgezogen, das alte Haus steht jetzt leer. Es sind noch Sachen von mir in der Wohnung, vor allem die Kakteensammlung und Bücher, die sie nicht mitnehmen wollte, und die Sachen auf dem Dachboden ... Ich muss dringend hinfahren. Habe im Moment kein Auto. Und mit Klaus kann ich nicht rechnen. Er ist jeden Abend betrunken. Unsere Wohnung ist immer noch nicht fertig, ich hab den Garten hergerichtet, mach was ich kann, aber jetzt weiß ich auch nicht mehr weiter. Werde mich vielleicht erkundigen, ob und wie ich zurückgehen könnte ...

Kein Gedicht

*An diesem Morgen weißt du schon was dich erwartet
wenn du in deinen Spiegel siehst
bevor du genug Energie in dir angesammelt hast
dich dir und den unausweichlichen Gegebenheiten
deines Lebens zu stellen
mit deinem anderthalben Meter schlafsüchtiger Knochen und
Muskeln die sich anfühlen wie verprügelt
Schiebst den Korb mit Bügelwäsche vor dir her in die andere Ecke
Der Staub der Woche kullert über den Fußboden wie die
Steppenhexen in der Wüste
Was hast du verdammt noch mal die letzten Tage getrieben
Nicht was man denken könnte
Für so was hast du schon lange nicht mehr die Stimmung
Eine Saite ist gerissen, die Nuss dein Kopf nicht geknackt und
schmerzt
Und wenn du mal einen siehst, der aussieht als ob er mehr
draufhätte als flotte Sprüche dann hast du garantiert grade deine
Tage oder dein Sohn hat Geburtstag
Auch mit der Reise in den Süden hat es wieder nicht geklappt
doch wenigstens musst du jetzt nicht deine Siebensachen packen
wie die armen Teufel über dir die zwar Urlaub hatten aber jetzt
kein Geld mehr für die Miete
Machen nachts mit ihren Bierkästen einen Krach dass du denkst
die ganze alte Hütte hier fällt zusammen
An so einem Tag wie diesem gibst du es auf an deiner Frisur
rumzubasteln
bügelst nen Korb Wäsche, wischst überall rum auf den Knien
liegend bis du alles andere vergisst: die Minuszeichen auf deinem
Konto, die Jahreszahl, deinen verdammt angeheirateten
Namen.
Spielst ne Runde Monopoly mit deinem Sohn der sich beschwert
dass du nie Zeit hast und dass der und der ein Arschloch ist und
ihn immer blöd anmacht in der Schule und du lachst über seine
komischen Witze
näht endlich die fehlenden Knöpfe an
Erklärt zwischendurch die Funktionsweise der Atombombe oder*

*was Petting ist und warum es Leute gibt die andere totschießen,
kochst Pflaumenmarmelade, bringst deine Mülltüten raus
und wenn du dann auf die Uhr siehst, ist es wieder mal zu spät
für so ein richtig schönes Gedicht ...*

Im Dunkel

Seit vielen Stunden schon sitzt Irina Willbrecht nackt auf dem Rand ihrer Badewanne. Ihr Körper wird von der Kälte geschüttelt. Es ist zwischen drei und vier in der Nacht. Sie muss die Zeit im Auge behalten, denn gegen sechs Uhr morgens wird ihr Sohn wach. In einer Hand hat sie ein Glas. Es sind bunte Pillen drin. Sie hat seit drei Monaten extreme Schlafstörungen, die Ärzte verschreiben immer neue und stärkere Schlafmittel. Und Psychopharmaka. Aber es hilft nicht. Nichts hilft mehr.

Seit drei Monaten geht sie, wie eine Verbrecherin, nur noch mit dunkler Sonnenbrille aus dem Haus, damit niemand von ihren Augen ablesen kann, wie es um sie steht. Sie geht stundenlang an den Bahngleisen entlang. Die Lokomotiven des Vaters. Jetzt kann sie die gebrauchen. Sollten alle auf einmal auf sie zurollen, ganz schnell auf sie zurasen – und es wäre vorbei. Doch die modernen Züge sind anders. Sie fauchen nicht, sie sind plötzlich da und vorbei, es geht viel zu schnell, Irina findet einfach keine geeignete Stelle, sich unbemerkt auf die Gleise zu legen. Deshalb hat sie eine andere Möglichkeit gesucht. Eine Flasche Wodka, Rasierklingen und die gesammelten Schätze aus der Pharma-Giftküche, das ist ein todsicherer Cocktail.

Sie zittert. Hat wieder zu lange gezögert. Die Rasierklinge ritzt ihre Haut nur, ein bisschen Blut tropft in die Wanne. Sie hat Angst, in Panik zu geraten und dann die Pillen nicht mehr runterzukriegen. Oder die Pillen mit dem Wodka zuerst? Dann käme sie vielleicht nicht mehr dazu, sich die Pulsadern richtig aufzuschneiden.

Irina hat Angst. Angst vor dem Sterben, Angst vor dem Leben. Angst vor ihrem vierzehnjährigen Sohn, der dann am Morgen ins Bad käme und sie finden würde in einer riesigen Blutlache. Angst vor seinem wachen, kritischen, misstrauischen Blick, der ihre rastlose Gereiztheit, ihre Panik widerspiegelt. Als er sich den Bänderriss beim Sport in der Schule zuzieht, ist er erst ganz tapfer. Doch als ihr die ohnehin schon freiliegenden Nerven reißen und sie an seinem Krankenbett zu jammern und zu weinen anfängt, da sagt er leise, so dass es der Krankenpfleger nicht hören kann, aber mit einem Nachdruck in der Stimme und im Gesicht, dass es ihr

kalte Schauer über den Rücken jagt: „Mama, wenn du so weiter machst, dann rutsche ich auf dieser schiefen Ebene, auf der ich bin, irgendwann einfach runter, dann kann ich nicht mehr!“

Sie will nicht, dass ihr Sohn wegen ihr leidet, dass er eine Mutter hat, die nicht mehr weiter weiß, will nicht, dass er das sieht. Dann lieber sterben ... Sie liegt oft im Bett seitdem und wünscht sich, ihr Herz würde einfach stillstehen. Sie atmet einfach nicht. Sie liegt ganz still, bis es ihr in den Ohren klopft und ihr Herz wie ein scheuendes Pferd bockt. Aber es geht nicht. Irgendwann krampft sich ihr Brustkorb zusammen, es tut höllisch weh, etwas in ihr muss weiteratmen, obwohl sie es nicht will.

Es graust sie vor jedem neuen Morgen, an dem die Welt erwartet, dass sie die in sie gesetzten Erwartungen erfüllt, die da heißen: Sei eine ordentliche Frau und Mutter, arbeite fleißig, pfleg dich, zieh dich ordentlich an, mach deine Hausarbeit ordentlich, wische pünktlich mittwochs und Freitags das Treppenhaus und putze alle vier Wochen den verdreckten Keller, vergiss nicht die stinkenden Mülltonnen rauszubringen, pass auf, dass dein Sohn ordentlich aufräumt und sich ordentlich anzieht und die Haare kämmt und die Hausaufgaben macht und nicht zu viel isst, führ den Hund aus, tu was für dein Äußeres, du stehst schließlich in der Öffentlichkeit und musst repräsentieren ... Ihr Spiegelbild ist jeden Morgen ein grauenvoller Schreck für sie, denn es kommt ihr vor, als würde sie mit Riesenschritten alt, wie im Zeitraffer, seitdem sie diese Gedanken an den Tod hat. Dass man es ihr mit jedem Tag mehr ansieht, was mit ihr los ist.

Sie ist am Ende. Wenn sie noch lange zögert, wird sie es irgendwann gar nicht mehr fertig bringen, dann muss sie für den Rest ihres Lebens als ihre eigene Karikatur, als eine Witzfigur herumlaufen, zum Gespött der Leute, die gescheiterte Besserwisserin aus dem Osten, die verkrachte, geschiedene Halbkünstlerin, aus der – ganz klar – nie was werden konnte. Wie sie das anekelt, wie es sie graust.

Gleich sechs Uhr. Schnell die Pillen, die Rasierklingen und den Wodka gut verstecken. Der Junge muss geweckt werden, sonst kommt er zu spät.

Wenn er in der Schule ist, wird sie es wieder versuchen ...

„Frau Willbrecht, wie kommt es, dass sie sich wieder in ein kleines, ängstliches Mädchen verwandelt haben?“

Die Frage der kleinen, rundlichen Frau um die Vierzig mit dem weißen Arztkittel bleibt im Raum unter der schmutzigen Neonleuchte hängen. Irina hat keine Lust mehr, diese seltsamen Fragen zu beantworten, es kann ihr doch sowieso niemand mehr helfen ... Nachdem sie schon einer Krankenschwester über ihren letzten Stuhlgang, ihre Regel, ihre Blasentätigkeit und ihre sämtlichen früheren Krankheiten stockend und widerwillig Auskunft gegeben und diese dann mit einem kleinen Hämmerchen die Reflexe ihrer Knie getestet hat, hat sie das Gefühl, unter einer großen unsichtbaren Glocke zu sitzen, deren Schwingungen sich auf sie übertragen und ihr Inneres zu zerreißen drohen. „Nehmen Sie Drogen oder Medikamente?“ Irina denkt an ihren Cocktail. Sie möchte schreien, ja, ihre Kollegen verschreiben sie mir doch, oder nein, ich nehme das Zeug nicht, ich sammele es, damit ich alles auf einmal runterschlucken kann, damit dann alles endlich aufhört und niemand mich mehr quälen kann mit seinen bohrenden Fragen. Aber alles, was sie tut, ist zittern. Alles an ihr fängt immer mehr zu schlottern an, sie kann nicht mehr sprechen. Nein, sie darf ihr nicht verraten, dass sie sich umbringen will ... Sie werden sie einsperren, zusammen mit den völlig Verrückten und den Perversen, wie ihren Vater damals, werden sie vollstopfen mit Gift und langsam verblöden lassen, vielleicht mit Elektroschocks traktieren ... Und wenn sie diese Prozeduren überleben sollte, bekommt sie einen Schein, den Paragraphen, ein Kainsmal auf die Stirn gebrannt, damit alle wissen, dass sie ein nutzloses, überflüssiges und schmarotzendes Mitglied der Gesellschaft ist, unfähig oder auch unwillig zur Arbeit, ihren Pflichten als Mutter nachzukommen. Ihr zu gestatten, sich vollends wegzustehlen, muss schon aus ethischen Gründen verhindert werden. Oder sie binden sie ans Bett, wo sie, vollgepumpt mit Beruhigungsmitteln, ganz langsam weiter verblödet und irgendwann nicht einmal mehr wahrnimmt, dass sie ins Bett gemacht hat.

„Warum antworten Sie mir nicht, Frau Willbrecht? Sie wollen doch gemeinsam mit mir daran arbeiten, dass Sie wieder gesund werden, oder? Also bitte, erklären Sie mir doch, warum sie in einer derartigen Panik sind. Was ist denn da mit Ihnen passiert? Was geht in Ihnen vor?“

Ach du lieber Gott im Himmel, denkt Irina, du hast doch schließlich Medizin und Psychologie studiert, das musst du doch besser wissen als ich, du kriegst doch bestimmt gutes Geld dafür, dass du die Durchgeknallten wieder funktionstüchtig machst. Einen Moment lang überlegt sie, ob sie der Ärztin vielleicht doch erzählen soll, wie sie aus dem Osten in den Westen kam und der Mann, dem sie vertraut hatte, sie behandelte wie sein lebendes Inventar, sein Eigentum, wie sie unter seinem Alkoholkonsum und seinen gemeinen Beleidigungen, seinen misstrauischen Verfolgungen gelitten und wegen ihm jeglichen Kontakt zu ihren Freunden aufgegeben hatte, oder von dem Druck und dem Mobbing auf der Arbeit, oder von ihrer Angst, irgendwann krank zu werden und arbeitslos und dann die Miete nicht mehr zahlen zu können für sich und den Jungen, oder etwa davon, wie entsetzt sie lange Zeit ihr Spiegelbild am Morgen betrachtete, das sich innerhalb der letzten drei, vier Monate zu einer hässlichen, zerknüllten Visage einer verbitterten, plötzlich gealterten und ergrauten Hexe verwandelt hatte, die ihr vollkommen fremd war und dabei in entsetzlicher Weise irgendwie ihrer Mutter ähnelte, wenige Jahre bevor sie starb ... Dass sie ständig, ganz gleich wo sie sich befindet und was sie tut, das Gefühl hat, neben ihr ginge oder stünde der Teufel persönlich, der sie abholen will, oder der Gevatter Tod, der ihr seine eiskalte harte Hand auf die Schulter legt und sie angrinst? Ihr ist schlecht. Es wird immer schlimmer, sie kann nicht mehr sitzen. Entscheidet die Frage noch nicht endgültig, ob sie dieser kugelrunden Frau mit den Krötenaugen vertrauen kann. Sie schweigt. Ihre Zähne fangen an, aufeinander zu schlagen. Sie hört die Ärztin mit einer Schwester reden, begreift, dass sie eine Spritze bekommen soll. Sie klammert sich an den Stuhl, will nicht aufstehen, schlägt um sich. Sie wird schließlich überwältigt und zu einer Liege geschleppt, wird ausgezogen. Es tut weh, weil sie so verkrampft ist. Sie will sich nicht entspannen, nein, sie kann es gar nicht. Die Spritze schlägt in ihre rechte Pobacke ein, es brennt höllisch und Irina schluchzt wie ein kleines Mädchen. Dabei war sie doch immer so tapfer, als sie klein war ... Ein Nachthemd wird ihr übergezogen, dann beginnt sich alles im Zimmer um sie herum zu bewegen. Etwas zieht ihr den Rücken hinauf bis in ihr aufschreiendes, zuckendes Hirn. Dann wird es dunkel.

Tagebuch

Psychiatrische Klinik in D.-R.

Weiß nicht, welches Datum wir haben, bin nicht mehr, die ich war. Aber bitte, lieber Gott, wenn es dich gibt, dann hilf mir hier wieder raus. Sie haben mich eingesperrt zusammen mit lauter Verrückten, Leute mit weißen Kitteln geben mir Spritzen und Pillen und zwingen mich zu essen. Das Essen geht nicht. Es will nicht in meinen Körper. Mein Körper will immer noch sterben, auch wenn mein Kopf schon fast wieder leben will, aber noch nicht kann.

Sie stecken mir einen Schlauch in den Hals und füllen mir irgendeinen Brei in den Magen, von dem mir so übel wird, dass ich alles wieder herauswürge.

Weiß immer noch nicht, welches Datum wir schreiben. Ich schlafe ständig. Wenn ich wach bin, ist mir übel und ich weiß nicht, ob ich nur träume. Mit meinen Augen stimmt auch etwas nicht mehr. Wieder so ein Flimmern, aber ohne Farben wie früher, keine Figuren, es ist anders – bei hellem Licht auch. Dann geht durch alles, was ich sehe, so ein wellenartiges Flimmern, als ob sich die Gegenstände bewegen würden. Die Heizung neben mir, wenn ich auf dem Klo sitze, der Tisch, die Lampen. Ich glaube, das kommt von den Pillen und Spritzen. Alles in meinem Kopf, mein ganzes Hirn, kommt mir vor wie eine wabernde Masse. Ich ertrage es nicht lange, die Augen offen zu halten und zuzuhören. Es ist mir egal, was die Leute um mich herum erzählen oder fragen. Ich mache die Augen zu und ...

Eine Blumenwiese ... Ich sitze darin, es duftet. Ich muss überhaupt nicht niesen, wenn ich meine Nase hineinstecke. Ich rolle mich in den Blumen und dem hohen Gras, schlage Purzelbäume, rolle einen langen Hang hinunter. Es ist Sommer. Alles duftet nach Sommer und Sonne, nach Urlaub, nach Kindsein. Ich will aus diesem Traum niemals mehr aufwachen. Sie haben irgendwann dieses fröhliche Kind in mir ermordet. Alle diese Leute mit ihren bösen Worten, ihren Grundsätzen, ihren Stacheldrahtverhauen aus „Das gehört sich nicht, sei still, sitz ruhig, was machst du da, mach was

Ordentliches! Leg das Buch weg! Sei leise, benimm dich anständig, mach dich nicht dreckig, lauf ordentlich, hast du guten Tag und Dankeschön gesagt, hast du auch einen Knicks gemacht, zieh nicht so ein Gesicht, sei still, halte den Mund, das sagt man nicht, das tut man nicht nicht nicht ...!“ Sie haben den Stacheldraht um meine Kinderseele gewickelt, bis sie darin verblutet ist. Ich will dieses Kind wieder aufwecken, möchte es streicheln und trösten, ich weine, um dieses arme, tote Kind in mir ...

Ich beschließe, wieder regelmäßig Tagebuch zu schreiben, alles aufzuschreiben.



TEIL IV

DAS LICHT



9. März

Es ist etwas passiert, was ich eigentlich nicht mehr wollte, oder vielleicht einfach nicht mehr für möglich gehalten habe. Ich hab mich, glaube ich, verliebt. Bin völlig durcheinander.

Peer hat mich vorgestern angerufen, gestern hat er mich besucht. Wir sind zusammen spazieren gegangen, um den See ... Er erzählte mir von sich, von seiner Arbeit, seiner kranken Mutter. Da hab ich ihm gesagt, dass ich depressiv war ... Nun kann er weglaufen, wenn er will.

Weiß gar nicht, was mich so getrieben hat, es ihm jetzt schon zu sagen. Ob er das als Vertrauen wertet?

Wenn er sich jetzt zurückzieht, bin ich traurig. Aber besser jetzt als später. Ich fühle, dass ich mich sehr in ihn verlieben könnte – und dann würde es mir umso weher tun, ihn zu verlieren. Deshalb, aus Angst davor, hab ich es ihm gesagt.

12. März

Peer saß heute zusammen mit seiner Tochter in meinem kleinen Wohnzimmer!

Auf einmal standen die beiden vor der Tür. Ich war ganz überrascht, Daniel war auch zu Hause.

Peers Tochter ist sehr zierlich, zwanzig Jahre alt, hübsch. Eine dunkle, rassige, könnte Griechin oder Italienerin sein ... Eine kleine Prinzessin, glaub ich.

Ich hatte Hemmungen, wegen meiner Wohnung, wegen Daniel, der keinerlei Getue akzeptiert und sich manchmal benimmt wie ein Neandertaler ... Aber er saß ganz brav auf seinem Stuhl. Spürte

wohl, wie wichtig dieser Besuch für mich war. Peer ist ihm sympathisch, das hab ich gesehen.

Vor einer Stunde ungefähr sind die beiden wieder losgefahren. Ich wäre jetzt gerne Mäuschen in ihrem Auto ... Jetzt wissen sie also, wie ich lebe und wie mein Sohn so ist. Und dass ich neben dem Job als Sekretärin noch Künstlerin, Autorin bin ...

19. März

Gestern war ich zum ersten Mal in Peers Haus.

So eins hab ich noch nicht gesehen.

Es ist wunderschön! Gar nicht besonders eingerichtet, eher ganz schlicht. Aber es redet mit mir. Es erzählt mir viel über diesen Menschen Peer Hahn. Und das hat mich umgehauen. Ich bin total verliebt, obwohl ich schon ahne, dass es schwierig werden wird ...

Wir kommen von zwei verschiedenen Enden der Welt. Es ist, als würden wir beide zögern, die Brücke zwischen uns zu betreten.

Wir haben beide Angst.

1. April

Peer ist nicht weggelaufen.

Wir telefonieren fast jeden Tag. Unsere Gespräche drehen sich immer mehr um die unterschiedlichen Lebensverhältnisse in Ost und West. Es interessiert ihn alles sehr, nur meine Meinung gefällt ihm oft nicht. Er hat wohl erwartet, ich würde das gleiche sagen wie hier im Westen die Bild-Zeitung und das Fernsehen seit fast vierzig Jahren. Da muss ich ihn leider enttäuschen.

Ich stelle durch diese Gespräche fest, wie viele Dinge ich als gut in Erinnerung habe, mit wie vielem ich immer noch verwachsen bin. Meine Identität ist eben doch ostdeutsch. Ich glaube, damit kommt er nicht gut zurecht. Er dachte, die armen Menschen da im Osten, das müssen doch alles seelische Krüppel sein. Aber diese „Krüppel“ haben eine Stärke, und das ist ihre Fähigkeit, Gefühle zu empfinden und dazu zu stehen! Angst haben die Westler auch

immerzu gehabt, und nicht zu knapp – nur aus anderen Gründen: Angst vor Arbeitslosigkeit, vor Obdachlosigkeit, Angst davor, überfallen oder hintergangen zu werden, Angst davor, seine Schwächen zu verraten, weil man dann gefressen wird. Die haben hier gelernt, wer Gefühle zeigt, ist ein Schwächling.

Außerdem gibt es noch ein Problem zwischen uns: Peer ist Christ! Nicht so einer, der als Kind getauft wurde und nur manchmal in die Kirche geht, seine Kirchensteuer bezahlt und das war es dann, sondern er ist ein bekennender Christ, hat sich als Erwachsener noch einmal taufen lassen. Als er vor dem Abendessen in meiner Küche auf einmal betete, so mit ganz einfachen Worten, für mich und meine Kinder, da konnte ich nicht anders, musste wieder weinen. Bisher hab ich nicht viel verstanden, außer dass man sich eben taufen lässt, ganz bewusst. Und dass diese Leute an Jesus und das Neue Testament glauben, wonach wir alle so geliebt werden wie wir sind, weil Jesus für einen neuen Bund der Menschen mit Gott am Kreuz gestorben ist. Dass sie ihren Glauben leben wollen, tatsächlich also die andere Wange hinhalten und ihre Mitmenschen lieben wie sich selbst. So etwas gibt es also hier auch, nicht nur in Lateinamerika – Leute, die eine Idee, ein Ideal haben, an etwas glauben, das jenseits des Materiellen liegt.

Ich hab mir eine Bibel besorgt und angefangen, sie zu lesen. Wie oft hatte ich das schon vor. Jetzt mach ich es.

12. April

Peer hat mir heute gesagt, Sex gehöre für ihn in eine Ehe und er sei gegen den Verfall der Moral und der Werte. So standen wir da in meiner Küche, nachdem wir uns geküsst hatten, und das war unbeschreiblich schön. Dabei hielt er mich ganz fest, streichelte mich, sah mich mit seinen Himmelaugen an, dass mir ganz anders wurde. Jetzt glaube ich, dass ich einen Heiratsantrag bekommen werde – wenn es nicht schon einer war. Aber das müsste man doch deutlich sagen, oder ...?

Er ist doch wohl nicht der Typ, der mir so was nur erzählt, um seinen Moralvorstellungen zu genügen oder sich abzusichern?

Ich mag ihn sehr, bin nicht sicher, wie ich damit umgehen soll, dass er mich so verliebt ansieht und mich küsst, bis ich ganz feucht zwischen den Beinen bin und er mir dann sagt, Sex gehöre für ihn in die Ehe ...

20. April

Bin bei einer Psychologin gewesen, die mir Peer empfohlen hatte – sie ist Griechin. Aber vor allem ist sie auch eine bekennende Christin. Heute hatte ich den dritten Termin bei ihr. Sie hat tatsächlich die Sachen gelesen, die ich ihr von mir gegeben hab – das hat noch kein anderer Psychodoktor gemacht! Sie hat heute gesagt, ich sei eine brillante Analytikerin und könnte jetzt darauf vertrauen, dass ich alle wichtigen Punkte in meiner Vergangenheit analysiert habe – könnte diese Krücke jetzt loslassen. Wollte gerade noch den Mund öffnen, um zu protestieren, aber im gleichen Moment wusste ich, dass es stimmt, ja, dass sie Recht hatte. Es war tatsächlich wie in der Bibel bei Jesus, als der dem Lahmen sagt: „Wirf deine Krücken fort und geh!“ Ich wäre ihr fast um den Hals gefallen. Hab nur genickt, als sie sagte, ich bräuchte sie nicht mehr und müsste nicht mehr wiederkommen. Dann bin ich strahlend vor Freude und ganz betrunken hinausgegangen. Ich lerne gehen ohne die Krücken, und es fühlt sich jetzt schon wundervoll an!

22. April

War heute mit Peer zum ersten Mal in seiner Gemeinde.

Die alte Beklemmung, wenn Leute beten. Ich konnte es nicht wirklich. War viel zu aufgeregt. Hatte bei der Predigt bei jedem zweiten Satz das Gefühl, dass ich gemeint bin. Die Vorstellung, dass ich so, wie ich bin, gewollt war von Anfang an, versetzt mich in Aufruhr. Etwas klopft an in mir – und ich will öffnen. Aber die Tür klemmt. Anschließend zu Peer gefahren, im Garten gesessen ... Was für ein schöner Garten! In den blühenden Sträuchern erzählten die Vögel.

Am Abend dann seine Mama kennen gelernt. Sie wohnt direkt neben ihm im gleichen Haus. Erschien mir abweisend. Oft besteht zwischen Müttern und erwachsenen Söhnen, die zusammen wohnen bleiben, eine symbiotische Beziehung, vor allem, wenn die Mütter wie die von Peer von ihren Partnern verlassen wurden. Die Söhne solcher Mütter müssen es bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahr schaffen sich abzunabeln, sonst packen sie es niemals, schreiben die Psychologen.
Die erotische Spannung zwischen Peer und mir wird immer stärker.

28. April

Es ist wahr, dass der Glaube Berge versetzen kann. Ich glaube wieder an eine Zukunft, an eine Chance, glücklich zu werden. Hab unendlich viel Energie, gehe alles mit einer Power an ... Meine Freunde und die Leute im Büro staunen im Moment alle über mich. Hab auch wieder geschrieben. Gedichte! Das Leben ist wunderschön!
Peer hat mir ein Blatt Papier geschenkt, auf dem steht: „Du wirst geliebt!“ Wie schön!
In Peers Gemeinde spielten sie heute mitten im Gottesdienst Theater auf der Bühne!
Immer wenn von dem Vater die Rede ist, der mich liebt wie ich bin und dass ich nichts dafür tun muss, kommen mir die Tränen.
Der Pastor hat sehr gut gesprochen. Musste an mein Referat in der Studienzeit ‚Religion, Opium des Volkes‘ denken, an Dietrich Bonhoeffer, den ich dadurch damals entdeckte und der mich nachhaltig beeindruckt hatte. Jetzt fällt mir das alles wieder ein.
Sie sammeln für Kinder in Not in Simbabwe und in der Ukraine. Will demnächst auch Sachen mitbringen ... Wenn in der Gemeinde gesungen wird, singt Peer immer laut mit, er hat eine sehr schöne dunkle Baritonstimme. Hoffe, er spielt mir jetzt endlich auch mal was auf seiner Gitarre vor, die zu Hause im Wohnzimmer bei ihm steht.

3. Mai

Peer ist vorsichtig, nähert sich mir sozusagen nur millimeterweise. Dabei ist er allerdings äußerst erfinderisch. Ich wusste noch nicht, dass man sich mit einer Vogelfeder so lange am Arm streicheln kann ...

Aber er streichelte mehr als nur meinen Arm. Bei allem, was er mit mir tut, hab ich das Gefühl, als würde ein Engel uns beobachten und mir zulächeln: „Ja, lass es zu, es ist gut!“ Und ich bin so erregt, hab das Gefühl, meine Seele wird mitgestreichelt ... Ich spüre, dass er mit mir schlafen möchte, so wie auch ich mit ihm. Aber ich hab auch schon ein paar Mal gesehen, dass er nach anderen Frauen sieht, während ich neben ihm stehe oder gehe. Bin ich vielleicht zu stolz? Was mich noch nachdenklicher stimmt: wenn ich in seinem Haus bin und es kommt Besuch, stellt er mich seinen Verwandten und Freunden nicht als diejenige vor, die ich seinen Worten nach für ihn verkörpere, sondern tut dann so, als wäre ich irgendeine Bekannte, die zufällig in seiner Nähe war und mal auf einen Sprung vorbeigekommen ist. Wenn wir dann aber wieder allein sind, ist er sehr liebevoll und sagt mir die wundervollsten Dinge, die mir noch niemals irgendein Mann gesagt hat. Er ist ein Poet, weiß es nur noch nicht! Zwei Gedichte von mir hat er sich eingerahmt, neben sein Bett an die Wand gehängt. Das hat auch noch niemals ein Mann getan.

14. Mai

Wir diskutieren über alles Mögliche und stellen fest, wie verschieden wir sind.

Man muss das Kleine sehen und wertschätzen, sagt Peer. Ich sage, man muss das Kleine schätzen und trotzdem das Große beachten. Nur das Kleine reicht nicht. Peer war danach verschlossen. Lud mich trotzdem zu einer gemeinsamen Urlaubsreise nach Griechenland ein. Jochen warnt mich. Flieg nicht mit. Klär erst mal, was er von dir will. Ich sage, vielleicht weiß ich nach der Reise mehr.

Bleib cool, sagt er. Ich verspreche es ihm und fahre in die Stadt, um mir einen Bikini, eine Sonnenbrille und einen Strohhut zu kaufen.

20. Mai

Ich fliege wirklich nach Griechenland, in einer Woche! Es ist unfassbar, wundervoll! So lange hab ich davon geträumt, und jetzt wird es mit einem Mal wahr!

Noch nie hatte ich eine solche Gewissheit, den richtigen Mann gefunden zu haben. Entdecke frappierende Ähnlichkeiten mit früheren Partnern, aber in ihm ist alles vereint und vollendet.

Wir haben miteinander geschlafen. Mein Körper ist völlig außer sich, es war heilig, wundervoll, unbeschreiblich. Wir beide hatten einen so großen Hunger nach Zärtlichkeit. Jetzt bin ich ganz sicher, ich würde sofort „Ja“ sagen, wenn er mich fragt, ob ich ihn heiraten möchte! Ich rechne damit, wenn wir auf der Insel sind ... Eine klitzekleine Insel in der Ägäis ... Meine Güte, wie nervös ich bin! Muss mich total renovieren, meine Sommergarderobe umkremeln, hab nur noch drei Tage Zeit. Und zum Zahnarzt muss ich auch noch. Und zum Internisten. Will wissen, ob alles in mir noch richtig funktioniert. Nicht weil ich mich schlecht fühlen würde. Mir geht es sogar richtig gut, ich jogge regelmäßig, bin so fit wie nie zuvor.

Bin ich verrückt? Könnte mir gut vorstellen, noch einmal Mutter zu werden. Trotz aller Probleme. Und sogar die positiven Seiten der Krippen und Kindergärten entdeckt man ja hier so langsam. Dabei haben sie das bisher immer als kommunistische Barbarei abqualifiziert und uns Ostfrauen als Rabenmütter. Jetzt tun sie so, als hätten sie das Rad neu erfunden. Aber egal. Viel Zeit bleibt mir nicht. Peer will kein Kind mehr.

1. Juni

Urlaub!!!

Wir sind auf einem kleinen, ovalen Stückchen Erde, mitten in der griechischen Ägäis. Vom Flugzeug aus sahen alle diese Flecken aus wie große Edelsteine, die ein Riese ins Meer gestreut hat.

Wir flogen in einer kleinen Maschine, zehn Passagiere ... Hab immer schon Angst in diesen kleinen Dingen gehabt. Peer fotografierte mich.

Der Ort, in dem sich das Hotel befindet, ist klein. Es gibt nur wenige Touristen jetzt, in der Vorsaison. Unser Zimmer (nur ein Zimmer, ein Bett!) liegt im ersten Stock, der Balkon geht direkt aufs Meer. Wenn wir nachts die Balkontür offen lassen, funkelt die aus dem Meer steigende Morgensonne uns direkt in die Augen. Es ist so schön hier. So etwas habe ich noch niemals erlebt. So ruhig und gelassen kann ich also sein.

Peer hat ein Motorrad ausgeliehen, mit dem sind wir schon eine Runde über die Insel gefahren. Es war warm, ich hatte nur ein dünnes Kleid über meinem Bikini, das im Fahrtwind flatterte; mein Kopf lag in der Kuhle seines Rückens, meine Schenkel an seinem Po. Niemals war irgendetwas erotischer. Wir sind übereinander hergefallen, nachdem wir zurückkamen ... So verschwitzt wie wir waren, danach schwimmen gegangen ... Ich bin noch immer aufgewühlt und schreibe Tagebuch, während Peer schläft ...

Beginne zu beten. Ich bitte Gott, mir diesen Mann nicht wieder wegzunehmen. Bitte ihn darum, Peer den Glauben an eine gemeinsame Zukunft mit mir zu geben, darum, dass ich die Frau sein kann, die er braucht. Ich bin vollkommen außer mir und gleichzeitig so sehr in mir, wie ich es nie war. Ich hatte ja keine Ahnung, wie schön alles sein kann! Halleluja!

3. Juni

Eine winzige Kapelle auf einer kleinen Insel nicht weit von unserem Strand entfernt. Sind dorthin geschwommen. Dann barfuß den steinigen Weg hinaufgegangen, der voller vertrockneter Disteln

war. Musste an Jesus' letzten Gang nach Golgatha denken ... Da oben war kein Mensch außer uns. Haben uns nackt auf die Felsen gelegt und gesonnt. Ich brenne, verbrenne aber nicht ... Gott steh' mir bei.

Am nächsten Morgen

Erwachen auf Griechisch

*Die Sonne küsste das Meer rot
zeugte den Tag
der schaumgeboren ans Land stieg
in den Farben der Bougainvillea
und legte, ein Kind des Feuers,
ihre Gluthände auf die Felsen,
entzündete die Kehlen der Vögel,
die ihre polyphone Tokkata
uns ins schlafdunkle Herz senkten,
den Klang unseres Traumes
zu überführen als Abglanz –
unvergleichbar der Wirklichkeit
dieses Morgens.*

Als ich durch die Augenlider blinzelte, war das Zimmer ganz erfüllt von Sonnenlicht, das durch die Lamellen der heruntergelassenen Fensterläden wie von einem unsichtbaren Prisma in unzählige regenbogenfarbene Streifen zerteilt flimmerte... Als ich die Augen weiter öffnete, verschwanden die Farben und allmählich begriff ich, dass sich das Licht in meinen Tränen brach ... Ich möchte die Regenbogenfarben noch einmal sehen, kneife die Augen zusammen – doch da lösen sich die Tränen, auf jeder Seite rinnt ein einzelner Tropfen die Wange hinab und der Zauber ist verschwunden ... ‚How fragile we are‘ – wie zerbrechlich sind wir, der Song von Sting geht mir durch den Sinn ... Ich betrachte das Gesicht des Mannes, mit dem ich hier im Paradies zwischengelandet bin. Er ist braungebrannt wie ein Seefahrer. Ich mag die Furchen und Narben in seinem Gesicht, mag seinen stoppeligen Urlaubsbart, das Grau darin, sein weißes Haar. Peer atmet ruhig, er schläft noch ganz tief.

Auch mein eigener Atem geht ruhig und tief. Ich spüre meinen Körper, er ist schwer und leicht zugleich, erzählt mir von der Nacht mit Peer, von der jeder Muskel, jede Zelle meines Körpers noch erfüllt sind.

Peer legt im Halbschlaf seinen Arm um mich, zieht mich zu sich heran. Ich schmiege mich in die Wölbung seines Körpers, höre sein Herz schlagen. Einfach nur so liegen bleiben mit ihm, nichts mehr wollen, nichts mehr erwarten ... Könnte man alle anderen Gedanken ausschalten, die Zeit anhalten, jetzt würde ich es tun.

Ein tiefes Brummen. Der Seefahrer wird wach. Seine Augen sind noch geschlossen, als seine Lippen nach mir suchen. Er küsst mich auf die Nase, die Augen, den Mund. Sucht mit seinen Händen meinen Körper, streichelt meine Brust. Als er die Augen öffnet und mich anlächelt, sagt jemand mit meiner Stimme, die aus meinem Bauch zu kommen scheint: „Peer, ich liebe dich ...!“

Er lächelt noch einen Moment, dann verändert sich ganz langsam der Ausdruck seiner Augen, seines Gesichtes von glücklich in traurig. Und dann sehe ich die Angst. Er sagt etwas, verheddert sich beim Sprechen. Warum hat er mich mit in diesen Urlaub genommen, wenn es ihn aus der Fassung bringt, dass ich ihm meine Liebe gestehe? Was ist mit ihm los? Wollte er nur nicht alleine sein, nur eine Gespielin dabei haben? Nein, das kann nicht sein, das ist einfach unmöglich! DAS KANN NICHT SEIN!! Ich muss mich irren! Muss mit ihm sprechen.

„Was ist denn? Warum bist du denn nur so erschrocken, Peer?“
Peer ist durcheinander. Er weiß den Grund nicht. Da sitzt diese Frau neben ihm im Bett, sie ist schön, sie gefällt ihm, und die Nacht mit ihr war wie keine vorher ... Nein, sie ist nicht seine Jugendliebe Maria. Sie ist einfach mal dreißig Jahre älter als sie es damals war.

„Hör mal, die Vögel ...“ Er versucht ein Ablenkungsmanöver, denke ich, ringe nach Fassung, nach Worten, finde keine ... Meine Augen beginnen zu brennen, füllen sich mit Tränen. Minutenlang sitze ich auf dem Bett wie gelähmt, in mein Laken gewickelt; dann spüre ich, wie die Kraft mich langsam verlässt, ich drehe mich wie in Zeitlupe auf die Seite, ein Muskel in meinem Rücken beginnt zu zucken wie ein verletzter Flügel. Peer sagt noch immer nichts, das Zucken wird stärker, geht in ein rhythmisches Schütteln über. Der

erste Schrei, der sich aus mir löst, bringt Peer endlich auf die Füße, „Irina, du, Liebes, he, komm, hör auf zu weinen, nein, nicht, bitte ...“ Da bricht es erst richtig aus mir heraus, Töne, wie ich sie noch nie von mir gehört habe, wie von einem Tier, das geschunden wird. Peer gerät in Panik, will mich streicheln oder umarmen, doch ich habe mich schon in meinen Panzer aus Schmerz verkrochen, bin überzeugt, dass er mich nur als schönes Spielzeug sieht, winsele wie ein Hund, während ich am ganzen Körper geschüttelt werde, wie als Kind, wenn der Schmerz zu groß und nicht zu ertragen war, wenn die Welt unterzugehen schien.

Peer ist vollkommen hilflos, das hat er nicht gewollt, dass ich leide ... Er betet laut: „Vater im Himmel, steh mir bei, was mach ich bloß, was hab ich angerichtet. Verzeih mir, Vater, ich will kein solches Schwein von einem Mann sein, ich sehne mich doch auch nur nach Liebe, gib mir doch ein Herz, das wieder lieben kann, mach mich heil, gib mir doch ein neues Herz ... Ich will sie doch lieben, sie ist es doch wert, so wie sie ist, sogar jetzt, wenn sie da liegt ... Sie kann doch nichts für meine kaputtgegangene Ehe, hilf mir, Vater im Himmel ...“ Peer weint. Seine Tränen erschrecken mich nicht. Ich liebe ihn, obwohl er jetzt gerade ganz unmännlich schwach ist. Vor ihm hätte ich jeden anderen verachtet dafür. Es ist etwas Gewaltiges mit mir passiert, passiert immer noch, während ich verzweifelt bin sogar, es tut so gut, die Gefühle zuzulassen und zu zeigen, das muss auch Peer jetzt spüren, ja, wir verstehen beide ganz genau, was gerade im anderen vorgeht, sind uns nah, ganz nah, wie überhaupt noch nie vorher. Er sagt, dass er ehrlich sein, nichts Falsches tun will ... Über alles reden, über seine Irritationen, seine Ängste ... Doch dann sagt er den Satz, der alles zerstört, der in diesem Moment der Falscheste ist: „Ich dachte, du wüsstest, worauf du dich einlässt, bist doch eine erfahrene Frau ...“

Es ist wie ein Schlag in den Magen. Mir wird übel. Ich stehe auf und gehe ins Badezimmer, schließe mich ein. Er klopft an die Tür, will wissen, was ich mache, bitte Irina, mach doch die Tür auf, es tut mir leid, bitte ... Ich stelle mich unter den kalten Wasserstrahl, versuche die Panik in den Griff zu bekommen, es gelingt nicht ... Er wummert gegen die Tür, als ob er sie einschlagen wollte, schließlich öffne ich, er zieht mich so nass und kalt, wie ich bin, an

sich heran, nimmt mich in die Arme. Ich lasse ihn gewähren, lasse ihn mich streicheln und wiegen, er küsst meine Augen, das Haar, die Schläfen. „Mein Liebes ...“

Ja, ja, ja, dein Liebes wollte ich sein, und alles in mir schreit danach, geliebt zu werden, von dir, das war doch versprochen! Deswegen ist er mit ihr hier hingefahren, nein, sie hat sich nicht geirrt, sie ist kein Betthäschen für ihn, keine nur für den Urlaub, wo niemand sieht, was man tut, wo man sich zu nichts bekennen muss ... „Ja, aber warum sagst du nichts, wenn ich dir sage, dass ich dich liebe?“ Ich warte darauf, dass er mit mir spricht, doch er schaut mir nur flehend in die Augen, steht da wie ein kranker Pinguin, als ich mich aus seinen Armen befreie.

Ich gehe zum Schrank, nehme meine Sachen heraus und fange an, die Reisetasche zu packen. „Was soll das, was machst du denn nur?!“ Ich antworte ihm mit einem Blick – da setzt er sich stumm aufs Bett. Er weint.

Als ich mit dem gepackten Koffer losgehen will, gerät er wieder in Panik, begreift, dass ich es wirklich ernst meine, wohin willst du denn überhaupt, du kennst dich doch gar nicht aus. Ich antworte auch diesmal nicht, stehe nur mit entschlossener Miene vor ihm. „Ich komm schon irgendwie nach Hause ...!“ Es kostet mich unendlich viel Kraft, noch länger so entschlossen stehenzubleiben. Setze mich schließlich ihm gegenüber in einen Sessel, erschöpft von meiner Raserei seh ich ihn an, den Mann, der mich in diesen Urlaub eingeladen hat, der mir vorher erzählte, für ihn gehöre Sexualität in den schützenden Raum einer Ehe, und der mir nach unserer Liebesnacht nicht sagen kann, ob er mich liebt, der in Probleme gerät, als ich mich ihm erkläre! Wie soll ich damit umgehen, mit diesem sanften, zärtlichen und verwirrten Götterboten, der für mich betet! Als ich mit ihm in dem kleinen Flugzeug vom Festland zur Insel saß und er mich fotografierte, nahm ich mir vor, mir jedes Detail dieses Urlaubs einzuprägen, fest überzeugt, diese Reise sei der Beginn einer neuen, festen Beziehung, einer wundervollen Zeit, ja, dass ich wahrscheinlich einen Heiratsantrag bekommen würde ... Peer kann mich irgendwann besänftigen und dazu überreden, nicht abzureisen. Doch offen zu sprechen, gelingt ihm einfach nicht. Mein Vertrauen ist erschüttert, fühle mich verkrochen in einen Schmerz, der nicht nur mit ihm zu tun haben kann, geschüttelt von

einem Zorn, der sehr lange gewachsen sein muss. Begreife, dass wir beide in ähnlicher Weise verletzt worden sind, dass wir uns einer im Anderen sehen, dass unsere Ängste durch den anderen potenziert werden. Vielleicht ist es eine Projektion, mir fallen da diese Begriffe aus den Psycho-Büchern ein, aber was heißt das alles, was weiß ich denn schon darüber?

In den noch verbleibenden drei Tagen sprechen wir wenig miteinander. Eine Traurigkeit überschattet alles, die Wanderungen über die Insel entlang der alten byzantinischen Handelsstraße, vorbei an uralten, knorrigen Oliven- und Zitronenbäumen, an Bougainvillea-Sträuchern, deren karmesinrote Blüten in riesigen Trauben von Hauswänden und Mauern herabhängen und leuchten wie Blut ... Noch einmal schwimmen wir gemeinsam zur Insel mit der Kapelle, die weiß und blau über dem Wasser leuchtet. Es ist ganz still, ein feierlicher, ein heiliger Moment, als wir vor dem Bild der Maria stehen, die den toten Jesus in ihren Schoß bettet. Wir wollen Kerzen anzünden, aber nirgendwo gibt es Streichhölzer. Peer legt seinen Arm um meine Schultern, betet leise. Auch ich möchte gern beten, doch es gelingt mir nicht.

November

Bin zu Hause, in meiner Küche allein; schreibe in mein Büchlein ... Da fällt mir ein Aphorismus ein, den ich mal von einem Kabarettisten gehört habe. Er lautet: „Die Liebe kommt auf dem Saumpfad.“ Ich schreib ihn auf, und dann ist auf einmal eine Stimme in meinem Kopf, die sagt: „Vertrau Peer. Es ist nicht so wie du denkst, es ist anders. Hab Geduld und vertrau.“ Diese Worte sind es, die mir für lange Zeit Kraft geben, alles auszuhalten: Das Angenommenwerden, ganz nah, Haut an Haut, und wieder fallengelassen zu werden aus spitzen Fingern wie etwas Schmutziges, Unwertes. Der Mann, der mir das antut, Peer, weiß nicht, was er tut oder kann nicht anders – er ist auf der Flucht vor sich selbst und den Schatten seiner Vergangenheit.

Der Himmel ist grau und in dem kahlen Birkenbaum vor meinem Fenster hängen Regentränen an den Zweigen. Ich denke an die Sternennächte, in denen Peer und ich auf unserer Insel vom Strand

oder von einem der kleinen Restaurants auf dem Motorrad nach Hause fuhren, ich meine Arme um ihn geschlungen hatte, mein Kopf in der Kuhle zwischen seinen Schulterblättern geborgen, den warmen Wind an meinen nackten Beinen ... Einmal hielten wir an und sahen in den Himmel, so viele Sterne, sieh doch nur wie schön. Ich dachte, jetzt wäre ein guter Moment, sich zu sagen, dass man sich liebt. Aber wir fuhren weiter, sagten kein Wort.

Was ist nur passiert, warum ist es so schwer mit uns? Finde wie immer keine Antwort, und finde ich doch mal eine, verwerfe ich sie gleich wieder. Ich lasse, was unsere Beziehung angeht, nichts gelten, was von außen kommt, nicht die Ratschläge und Warnungen von Freundinnen und Freunden, für die es völlig klar ist, dass ich Peer loslassen muss, dass er bindungsunfähig ist ... Hab ein Buch gelesen, der Autor rät allen Frauen, die einem solchen Bindungsunfähigen begegnen, zur sofortigen Flucht ohne Wenn und Aber, denn sonst würden sie verrückt.

Ich rauche wieder, zünde mir schon die vierte Zigarette an. Nur ein schmaler Streifen Himmel ist im Wohnzimmerfenster zu erhaschen. Ich gehöre zu den Verlierern, will es in mir denken, so bin ich geboren, basta! Alle Ungerechtigkeiten, die ich in meinem Leben erfahren habe, vergiften mein Leben. Die Flüche meines Vaters geistern durch meine Seele. Ich will das nicht mehr. Kämpfe gegen diese Schlingen, die mich fangen wollen. Am Kühlschranks hängt noch immer das Blatt aus der Gemeinde, das Peer einst mitbrachte: „Du wirst geliebt!“ Ich reiße es ab, werfe es in den Mülleimer.

*Ertrunken
im Meer weißer Laken, die –
getränkt von Tränen
und dem Schweiß unserer Lust –
uns hüllten
wie Totenhemden
in den Blutstrahlen
der ägäischen Sonne
am Morgen danach
als die endlose Brandung
uns zurückwarf
ins Leben*

Noch eine Zigarette. Ich weine um uns, Peer. Nein, ich bin nicht wirklich so stark, wie du denkst. Ich kann es nicht beenden. Draußen vor dem Fenster rumort ein riesiges Baggerungetüm, reißt die Straße auf. Ich fühle mich wie diese Straße ... Eine neue Wohnung sollte ich mir suchen. Am besten weit, weit weg von hier, egal wo, Hauptsache, man kann den Himmel sehen.

Oktober, fast ein Jahr später

Wieder in Griechenland! Das Flugzeug ist gelandet. Nicht ganz perfekt, aber doch glücklich, die anderen Fluggäste applaudieren. Ich nicht. Aber nicht wegen der etwas rumpeligen Landung. Bin einfach nur in Gedanken – muss jetzt den schwierigsten Teil dieses Abenteurers bestehen.

Ich sehe Peer schon da stehen, als das Taxi noch fährt. Dann hält es direkt vor seinen Füßen. Er lächelt sein breitlippiges, clownhaftes Lächeln, seine hellen Haare leuchten in der Sonne und wirbeln um sein braungebranntes Gesicht. Seine Augen sind noch blauer als der Himmel über der Insel ... Er küsst mich, strahlt mich an, bezahlt das Taxi. Als der Fahrer wendet, wallt Staub auf, bleibt in einer dünnen, durchsichtigen Wolke über der schmalen Straße hängen. Die Agaven blühen, überall sieht man ihre riesigen Blütenstände, wie Bäume. Agaven blühen nur einmal in ihrem Leben, dann sterben sie. Während Peer die Taschen aus dem Taxi holt, denke ich an den teuren Plissee-Seidenschal, der mir auf dem Athener Flughafen im Gedränge verloren ging. Es war ein Geschenk von Peer, zu Beginn unserer Liebe ... Peer führt mich den kleinen Hang hinunter zu einer Reihe von eingeschossigen Urlaubshäuschen, jedes hat eine kleine Terrasse. Man kann direkt auf das Meer schauen. Es liegt amethystfarben und leicht gekräuselt da. „Zu deiner Begrüßung!“ Peer steht mit einer offenen Weinflasche und zwei Gläsern hinter mir, gießt uns ein. Wir stoßen auf unseren Urlaub an. „Das hier ist ein Geheimtipp, von einem guten Freund auf der Insel. Ist es nicht einfach wundervoll?“ Ich nicke heftig. Ja, das ist es wirklich. Mir fallen die Worte am Telefon ein, mit denen Peer mich überzeugte,

ihm nachzufliegen, nachdem er ohne mein Wissen plötzlich nach Griechenland verschwunden war: „Du musst unbedingt kommen, bitte! Ich weiß, wenn ich jetzt darauf bestehe, dann bedeutet das etwas ... Dann ist es ein ... Antrag ...!“ Im Telefonhörer konnte man das Rauschen des Windes und die vorbeiknatternden Mopeds hören. Ich wartete lange mit der Antwort. Konnte nicht widerstehen, konnte nicht nein sagen ... Es hatte mich unendlich getroffen, als er auf einmal weg war. Das war nicht nur verletzter Stolz oder so etwas. Es war ein Stich ins Herz, es tat unsagbar weh. Er hatte unsere Liebe verraten. Gerade, als es wirklich schön war, die alte Verletzung geheilt, das Vertrauen wieder gewachsen war ... Mir wird in diesem Moment klar, dass ich immer noch nicht weiß, wie ich das alles werten soll. War es richtig, ihm hinterherzufliegen, auf seine Bitte einzugehen? Vor dem Flughafengebäude flog mir auch noch mein Strohhut vom Kopf, nachdem schon der Seidenschal im Flughafengebäude geblieben war ... Als ob etwas weggeweht werden sollte, das zu unserer Vergangenheit gehörte.

Ich sehe mich im Haus um. Hier ist es wirklich paradiesisch! Der kleine Bungalow hat eine rustikale Küche, es gibt ein Bad, ein Wohn- und Schlafzimmer, in dessen Mitte ein fast peinlich großes Bett prangt. Ich setze mich drauf, spüre mit einem Mal meine Müdigkeit. Und dass es eine lange, nervenzehrende Reise voller Zweifel gewesen ist. Strecke mich aus. Bevor in der Wärme des Nachmittags mein Bewusstsein schmelzen kann, steckt Peer seine Zungenspitze in meinen Mund und knöpft mir das Kleid auf. Ich komme mir neben ihm vor wie ein Weißkäse. Seine braungebrannten, kräftigen Arme und Oberschenkel erregen mich. Er streichelt mich, feuchtet seine Fingerspitzen im Mund an ... Wir machen ziemlichen Lärm, aber es ist egal. Wir lieben uns, bis wir Arm in Arm einschlafen.

Irgendein Geräusch hat uns beide gleichzeitig geweckt. Peer sieht mich an. Sein Mund steht halb offen und ein paar Haarkringel fallen ihm über die Augen. Die dünne Decke bedeckt uns nur halb. Er sieht gut aus, denk ich. „Du bist wunderschön!“ Sagt er. Warum hat er uns nur so lange gequält mit seinen Befürchtungen? Es ist so schön, hier zu sein bei ihm. „Es ist wunderschön, dass du gekommen bist ...!“ Wir lachen und weinen, und es ist ehrlich. Peer soll sich nie wieder wegen mir erschrecken.



5. Juli

Heute ist etwas Merkwürdiges passiert.

Bin durch die Stadt gelaufen, hab mich führen lassen, ja, jemand hat mich geführt. Zu der Stelle, an der die ehemalige jüdische Synagoge stand, die jetzt nur noch ein Ruinenrest ist. „Denn gerade wenn die Tore verschlossen sind, werden sie geöffnet werden.“

Was daraufhin passiert ist, kann man glauben oder nicht.

Die Zeit war längst reif dafür. Ich legte meinen Stolz, meine beserwischerische Sturheit, mein Beharren auf meinen Verstand und auf das, was man sehen, anfassen und beweisen kann auf die Wiese dort, setzte mich auf eine Bank. Vor mir breitete sich wie ein Teppich mein Leben aus. Ich habe lange geweint, bevor ich beten konnte, noch länger, bis ich den Namen des Gekreuzigten aussprechen konnte. Es war, als ob eine Mauer in mir zerbrochen wäre, als ob etwas in mich hineinströmte – eine große Kraft. Hell war es, ich hab die Regenwolken nicht bemerkt. Doch es goss kurz danach in solchen Strömen, als wollte der Himmel mein altes Leben aus mir herauswaschen und mir ein neues geben!

2. August

Ein wundervoller Traum:

Ich suche in einer großen Burgruine nach einem kleinen Mädchen. Ist es Ella, meine Tochter, als sie klein war, oder bin ich es selbst, die ich suche? Laufe und laufe, die Räume hier sind alle leer und verfallen. Kein Mensch zu sehen. Schließlich finde ich mich im Keller wieder. Dort nehme ich das blauseidene, glänzende Tuch, das ich um den Hals trage, ab, lege es in eine Mauernische. Lege mich erschöpft auf meine Jacke und schlafe ein. Als ich erwache, sitzt auf dem blauen Tuch eine große, blaupelzige Spinne! Genau

so leuchtend blau wie das Tuch, mit vielen strahlenförmigen Beinen. Meine Spinnenangst lähmt mich. Da bewegt sich die Spinne langsam auf mich zu und streckt eines ihrer blaupelzigen Beine nach mir aus, ... Sie tut das sehr vorsichtig, gibt mir mit ihrem Blick zu verstehen, dass ich vor ihr keine Angst zu haben brauche ... Und dann geschieht das Unvorstellbare: Die große blaue Spinne streichelt mich!

Fassungslos erwache ich.

3. August

Wenn es stimmt, dass Gott mich bedingungslos liebt, mich so wie ich bin gewollt hat und will – dann brauche ich den Verlust der irdischen Liebe nicht mehr zu fürchten. Brauche keine Männer mehr, die mich demütigen, demontieren, zurechtbiegen wollen, damit ich für sie brauchbar bin. Die nicht ertragen können, dass ich ein Licht in mir habe, das sie nicht sehen können, dass ich ihnen aufrecht in die Augen sehe, wenn sie lügen und betrügen und sich aller möglichen Schliche bedienen, um mich zu beherrschen, zu unterdrücken. Bei ihm muss ich kein Taktieren fürchten, nicht den Moment, da eine Gegenleistung von mir gefordert wird für empfangene Liebesgaben, keine Vorwürfe, dass er immer zu kurz gekommen wäre. Freies Geben, Schenken und Beschenktwerden – so ist Liebe. So steht's in der Bibel.

5. August

Kein Warum mehr, keine Weltwüstenwut, kein Vorwurf. Kein Aufrechnen, kein Zorn mehr.

Gott also, der verfemte, der, nach dem ich lange vergeblich gesucht habe, erfüllt seine Verheißungen an mir, der ehemaligen Atheistin und kommunistischen Materialistin, „verschlagen aus den östlichen Wäldern in die Städte des Westens, mit Augen wie Höhlen, gefüllt von Blitzen und Sucht nach Heimat ...“ Er zeigt sich mir,

vor meinen geschlossenen Augen ein Bild, herangezoomt aus den unermesslichen Tiefen des Universums, ein Gesicht wird erkennbar, sein Gesicht, aus dunklem Rot aufgestiegen, vom Grund des Sternenmeeres, und ich fange an zu taumeln, werde ergriffen und in ein Kraftfeld gezogen, in eine endlose Helix, in der mein Geist frei wird durch den Geist seiner Schöpfung.
Peer allerdings, der Götterbote, ist fort.

ICH VERMISSE DICH. Sag nur ein Wort und ich werde gesund ...
So lebendig ist alles. Dein Gesicht, deine Arme, die mich hochheben ... Alle guten Worte von dir reden zu mir. Es ist nicht so wie du denkst, Irina.

Ja. Aber ...

Kein ABER mehr...

Es gibt wirklich blaue Spinnen, die pelzartig behaart sind, große blaue Vogelspinnen! In einer Zeitschrift hab ich sie gefunden! Wie seltsam. Ich hab sie im Traum gesehen, bevor ich von ihnen wusste. Das Streicheln der blauen Spinne sagte: Du brauchst keine Angst mehr zu haben, niemals mehr.

EPILOG

Ich gehe weiter. Sehe das Licht, das auf die Stadt herabflutet. Wechsle die Straßenseite, dahin, wo die Sonne den Boden berührt.

Bekämpfe das Bedürfnis, mich hinzusetzen, in einen Hauseingang, auf eine Treppe ... Sicher würde man mich, bekäme man den Inhalt meiner Tüte zu sehen, von dort abholen und wieder in die Klinik bringen ... Ein bitterer Geschmack im Mund. Ich stelle mir vor, in saftige Orangen zu beißen, und er verschwindet. Meine Beine sind schwer, so als steckten sie in Bleischuhen. Doch ich werde jetzt den einmal eingeschlagenen Weg bis an sein Ende gehen. Ich weiß, dass ich nicht mehr allein bin. Jemand geht mit mir. Nicht mehr der düstere Begleiter mit der kalten, knochigen Hand auf meiner Schulter. Es ist derjenige, der das Leben bringt.

Ich spüre seinen Arm um meine Schultern.

In der Biegung am Ende der Straße öffnet sich eine Tür. Das Läuten der Türglocke erinnert mich an die Glöckchen der Schafe ... Ein Erinnern streift mein Winterherz, das springen will wie ein Lamm, schlagen will mit den Nachtigallen. Alles ist gut, alles ist wach in mir, meine Kinder, die Eltern, die Großeltern, das nie endende Band.

Meine Augen sehen mehr als vorher. Hinter den Dingen gibt es eine bisher verborgene Wirklichkeit.

Eine junge Frau kommt aus den hinteren Räumen. „Bitteschön?“ – Sie schaut mich aus ihren sorgfältig ummalten Augen neugierig an und wartet auf die üblichen Vokabeln, wonach sie die gewohnten Handgriffe ausführen und mit dem üblichen begleitenden Sprechgesang die Schubladen auf- und zuschieben könnte, ah, hier haben wir es ja, bitteschön, soll ich Ihnen die Einnahmeverordnung draufschreiben ...? Diesmal bekommt sie kein Rezept von mir. Ich reiche der Apothekerin wortlos die prall gefüllte Plastiktüte über den Ladentisch. Sie nimmt ein paar Schachteln heraus. „Aber die sind doch noch gar nicht abgelaufen?“ – „Ich brauche sie nicht mehr.“

Der Rückweg ist leichter als ich dachte. Der Wind hat nachgelassen. Eine Ahnung von Sommer und Meer steigt in mir auf, von Möwen auf blauem Grund, Muscheln in meiner Hand, Schaumflocken in meinem Gesicht. Ein Lächeln auf dem Grund meiner weiten, hungrigen Augen.

Dank

Ich danke dem Schöpfer, dessen Gedanke auch ich war und bin; meinen Eltern, die mich gezeugt und zur Welt gebracht haben, die mich in schweren Zeiten groß werden ließen; ich danke meinen guten Lehrern, allen voran Herrn Hofmann; den Schriftstellern, deren Sternenlicht mich begleitet: Gabriel José García Márquez, Anna Seghers, Faulkner und allen anderen, denen zu danken ein neues Buch ergäbe; und ich danke allen, die an mich glaubten, mir halfen mit Rat, Korrektur und Beistand – zuvorderst meinem Freund Jürgen Thein, der das Erstlektorat vornahm; meiner Tochter Fanny, die das letzte Lektorat innehatte; dem Culex-Verlag und Michaela Paarmann; Ralf Wingenter; Pastor Ekkehart Vetter aus Mülheim und seiner Frau Sabine Vetter. Die ich vergaß zu erwähnen, mögen mir verzeihen.



»Mongolenkind« erzählt die Geschichte der Irina W., die unter kommunistischer DDR-Autorität aufwächst und schnell die Diskrepanz zwischen den etablierten Werten des Systems und dem eigenen Wesen bemerkt. Eine vielversprechende Karriere endet, als Irinas Drang nach Wahrhaftigkeit auf die Wirklichkeit trifft. Nach dem Kulturschock der Wende gerät sie im Westen in eine lebensbedrohliche Krise. Doch sie überlebt, findet die mit einem Verbrechen belastete Geschichte ihrer Familie heraus und entdeckt als Darwinistin die ihr unbekannte Welt des Glaubens an einen Schöpfergott – ohne sich dabei in religiöse Ideologien einzuordnen. Da trifft sie auf den Mann, der ihre neu gefundene Identität auf eine harte Probe stellt ...

Der Autorin gelingt ein authentisches, vielschichtiges Bild einer teilweise unbekannten Welt; ein packendes Buch, in dem Geschichte in menschlichen Schicksalen lebendig wird. Sowohl voller Leidenschaft als auch poetisch, bildreich und humorvoll lässt es liebgewonnene Vorstellungen von Ost und West dahinschmelzen – auf eine Art, die auch an Historie nicht interessierte Leser in seinen Bann zieht.



ISBN: 978-3-942003-01-8

19,90 €



9 783942 003018